Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M.	50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M.	— ₰
Für ein Vierteljahr		4 M.	— ₰
Für einen Monat		1 M.	50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M.	6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M.	— ₰
Für ein halbes Jahr		9 M.	— ₰
Für ein Vierteljahr		5 M.	— ₰
Für einen Monat		2 M.	— ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M.	10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

<36614677400015

Onkel August.

Roman

von

F. Peters.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1891.

XIV.

Karlchen von Pfosten erlebt etwas ganz merkwürdiges und bekommt Interesse an wissenschaftlichen Arbeiten.

Doctor Arnt lernte in Karlchen von Pfosten einen gut veranlagten Jungen kennen, der sich aber in Folge der verziehenden Einflüsse, die Tante und Großmutter auf ihn ausgeübt, zu einer unglaublichen Frechheit entwickelt hatte. Arnts Erscheinung und Auftreten imponirte ihm anfänglich so, daß er ihn während der Unterrichtsstunden nicht zu reizen wagte und auch seine Aufgaben nothdürftig erledigte; dann aber ließ er unter nichtigen Vorwänden die Aufgaben Aufgaben sein, so oft es ihm paßte, und endlich erschien es ihm sogar unwürdig, überhaupt Vorwände zu suchen.

Heute hatte er wieder eine mathematische Aufgabe völlig unberücksichtigt gelassen.

Warum haben Sie die Aufgabe nicht gelöst oder nicht wenigstens zu lösen versucht? fragt Doctor Arnt.

Weil ich keine Lust hatte.

Das ist ein sonderbarer Grund für einen Schüler. Sie sollen in etwa einem Jahr Ihr Examen machen und sind noch weit zurück, dürfen Ihre Zeit also nicht beliebig vergeuden. Ich muß darauf bestehen, daß Sie in Zukunft pünktlich machen, was Ihnen aufgegeben wird.

So ? ? ? Na, dann „bestehen“ Sie nur. Ich „bestehe“ darauf, daß ich thue, was mir gefällt.

Das werde ich nicht dulden.

So ? ? ? Was wollten Sie denn wohl machen?

Ich würde Sie bestrafen.

So ? ? ? Das wird ja immer schöner! Sie sind wohl nicht recht bei Trost?

Jetzt wußte Karlchen plötzlich nicht, wie ihm geschah, denn in seinem hübschen, blühenden, aber frechen Gesicht saßen zwei ungeheure Ohrfeigen und brannten ganz fürchterlich.

Karlchen waren bisher die Unannehmlichkeiten körperlicher Züchtigung gänzlich unbekannt geblieben; weder Vater noch Lehrer, weder Mutter noch Tante, noch Großmutter hatten ihn jemals in schmerzhafter Weise berührt. Er war von Natur ein fügsames Kind und in den ersten Schülerjahren unter Leitung der Mutter auch fleißig gewesen. Dann aber kam im Laufe der Jahre der verderbliche Einfluß der Tante und der Großmutter immer mehr zur Geltung, und

besonders seit er dauernd in Quitzow war, genoß er eine Stellung, daß er kein Junge von Fleisch und Blut hätte sein müssen, wenn er nicht ungezogen hätte werden sollen. Sein Vater hatte ihn wenigstens immer wie einen Knaben behandelt und dadurch seinen Uebermuth einigermaßen niedergehalten; in Quitzow aber spielte er vollständig den erwachsenen Herrn. Er ertheilte den Dienstboten Befehle, und alle redeten ihn auf Anordnung der Großmutter mit „Jungherr" an — Ton auf der letzten Silbe — Er ging, ritt und fuhr aus, wann und wohin ihm beliebte. Er überlud seine Phantasie mit See- und anderen Reisebildern und sah sich im Geiste schon als Befehlshaber eines Schiffes die weiten Meere durchkreuzen.

Als er von der Schule nach Quitzow kam, wollte er sich zunächst „erholen", was seine Großmutter durchaus billigte, denn: wie die jungen Leute in den Schulen heutzutage angestrengt werden — unjlaublich!

Eine alte Erzieherin, die von der Töchterbildungszeit her im Hause geblieben war, ertheilte ihm einigen Unterricht im Englischen und Französischen, natürlich nur wenn das arme, schwächliche Karlchen Lust hatte, denn schwächlich mußte er nach dem Willen der Großmutter sein, so gesund er auch thatsächlich war. Mit der Anstellung eines Hauslehrers hätte es wohl, wenn

nicht Herr von Pfosten ernstlich gedrängt hätte, noch gute Weile gehabt, denn Karlchen hatte damit gar keine Eile und in Folge dessen auch die Großmutter nicht, und der Herr Oberamtmann war in solchen Dingen willenloses Werkzeug seiner Frau. Erst als Herr von Pfosten drohte, seinen Sohn wieder zu sich zu nehmen, wurde Doctor Arnt angestellt.

Fräulein Obrecht, die Erzieherin, war eine Jugendfreundin der Frau Oberamtmann. Als die Tochter eines Landpfarrers war sie fröhlich, derb und unschuldig herangewachsen, wie die meisten deutschen Mädchen auf dem Lande. Auch ein Liebesflämmchen hatte den Lenz ihres Lebens durchwärmt; doch der junge Theologe war der Schwindsucht erlegen, eh er sie heimführen konnte. Dann war mit dem Tode der Eltern das Elend gekommen, und sie hatte sich um das bittere Brod der Erzieherin und Gesellschafterin bemühen müssen. Lange Jahre hatten dann gnädige Frauen Signoras, Madames und Mistrisses ihre üble Laune an ihr ausgelassen, wie an so vielen armen, deutschen Mädchen.

Als sie das letzte Mal auf deutschem Boden gelandet war, waren die Töchter der Frau Oberamtmann gerade soweit gewesen, daß sie noch einer letzten Hand bedurften, um der Pension übergeben werden zu können, wo sie dann den Fabrikstempel der richtigen höheren Bildung erhalten sollten. Ein Mädchen, das wie die

Obrecht in Italien, Frankreich und England heimisch geworden war, das das Französische und Englische fast wie ihre Muttersprache beherrschte, mußte nach der Vorstellung der Frau Oberamtmann ungemein gebildet und in der Lage sein, von dieser Bildung auf ihre Töchter überzustrahlen, und sie beschloß daher, sie in ihr Haus zu ziehen. Aber noch ein anderer Gedanke bestimmte sie, den ihr gutes Herz ihr eingab; sie wußte, daß die Freundin trotz aller Mühsal langer Jahre, trotz aller Sparsamkeit nicht im stande gewesen war, so viel zu ersparen, daß sie dem Alter mit Ruhe hätte entgegensehen können; sie wollte ihr ein Heim und ein bequemes und gesichertes Leben in ihrem Hause anbieten. Was die erwartete Bildung betraf, so wurde sie darin etwas enttäuscht. Nach ihrer Vorstellung gehörte zur Bildung vor allem, daß man Kälte zur Schau trug, wie das Urbild aller Bildung es that, ihr Schwiegersohn der Herr Irrraf — wenigstens ihr gegenüber. Sie hatte daher erwartet, etwa das Benehmen einer Mistriß, deren Kälte und Anmaßung, bei ihr zu finden. Die arme, abgehetzte Erzieherin war aber so froh, als sie den Boden der Heimath wieder gesichert und dauernd unter sich fühlte, als sie ein Herz fand, das ihr entgegenschlug nach all der Erniedrigung, all der Kälte, die sie hatte erdulden müssen, und machte aus ihrer Dankbarkeit und ihrem Glück so wenig ein Hehl, daß sie gar nicht kalt erschien.

Die Frau Oberamtmann hatte sich, ihrem guten Herzen folgend, vorgenommen, ihr nur freundschaftlich zu begegnen; bald aber kam sie, sie wußte selbst nicht wie, dazu, ihre Launen an dem geduldigen Mädchen auszulassen, wie fast alle ihre Vorgängerinnen; und sie hatte es ja gut gelernt, sich selbst und andere zu quälen. Aber wie leicht, wie gern ertrug die Ärmste das; blinkte doch oft auf Augenblicke das gute Herz der Jugendfreundin durch, und Jahre der Erniedrigung wollte sie gern ertragen für jeden solchen Augenblick.

Karlchen hatte sich bisher so ungezogen gegen sie benommen, wie es nur ein frecher Junge einer mißachteten Lehrerin gegenüber kann; plötzlich aber wurde er fleißig und betrug sich achtungsvoll, eine Erscheinung, die sie sich nicht erklären konnte — sie war die Folge oben bemeldeter Ohrfeigen.

Besagte Ohrfeigen waren dem frechen Karlchen vom Schicksal vorbehalten gewesen, um einen Eck- und Wendepunkt seiner Lebensbahn zu bezeichnen.

Der Schmerz erregte ihn zwar heftig, zugleich aber kam eine große Furcht vor seinem Lehrer über ihn, denn dieser sah ganz danach aus, als ob es ihm nicht darauf ankäme, eine zweite und fernere Prügelportion auszutheilen, und sagte, nach dem er einen Augenblick auf und ab gegangen war, in einem Tone, der noch sehr bedrohlich klang:

Sie werden also von jetzt ab die Arbeiten, die ich Ihnen aufgebe, pünktlich machen, und jetzt wollen wir fortfahren.

Als der Unterricht beendet war, dachte er daran, sich bei seiner Großmutter zu beklagen; er glaubte, und vielleicht mit Recht, daß Arnt dann sogleich entlassen werden würde. Er überlegte sich aber, daß sein Vater ihn dann wahrscheinlich wieder zu sich nehmen werde; der war die beiden letzten Male in Quitzow so sehr ernst geworden. Er wollte lieber zunächst einmal Onkel Fritz um Rath fragen.

Onkel Fritz war der einzige Sohn und das jüngste Kind in der Familie des Oberamtmanns, damals fünfundzwanzig Jahre alt. Karlchen hatte großen Respect vor ihm wegen seiner überlegenen Fertigkeiten im Reiten, Schießen, Kegelschieben und Rudern, auch pflegte der jugendliche Onkel die Dreistigkeiten des Neffen derb zurückzuweisen, unbekümmert um den Zorn der Frau Mama, den er sich dadurch zuzog.

Diesem trug er nun mit aller Offenheit, die ihm eigen war, das Geschehene vor. Der Onkel hatte sich zwar von Anfang an sehr gut mit Doctor Arnt gestellt, doch erwartete er von ihm, daß er mindestens ihn zur Rede stellen werde:

Na, dann bist Du ja noch recht gut weggekommen, sagte er höhnisch, als Karlchen geendet hatte.

Wieso?!

Ich hätte Dir in Doctor Arnts Stelle die Hosen stramm gezogen und dich gründlich durchgestripst.

Das war zu viel!

Das ist schändlich, Du solltest Dich was schämen! rief er in Thränen ausbrechend und rannte davon.

Es war aber auch wirklich arg. Er, der junge „Herr", „Herr" von Pfosten, bald Officier, Capitain, Admiral mußte so schmähliche Dinge dulden und anhören.

Er war sehr verstimmt.

Am Abend machte er gewissenhaft seine Aufgaben.

Doctor Arnt kehrte jetzt die freundlicheren Seiten heraus, und in den nächsten Tagen und Wochen machte Karlchen seinem Lehrer gegenüber die Umwandlungen von der Furcht zur Achtung, von der Achtung zur Zuneigung durch.

Dieser brauchte ihn im Hinblick auf das Seekadettenexamen glücklicherweise mit der Grammatik der alten Sprachen nicht sehr zu belästigen. Für Geschichte, Geographie, Literatur wußte er ihm ein lebhaftes Interesse einzuflößen; ja auch an die Lösung mathematischer Aufgaben ging er bald mit derselben angenehmen Empfindung heran, wie etwa an eine interessante Schachpartie — Karlchen war für sein Alter ein guter Schachspieler.

Als er in der Literaturgeschichte aus der etwas

schwierigen alten in die mittelhochdeutsche Zeit eingeführt wurde, gerieth er in eine solche Begeisterung für die neue Welt die ihm erschlossen wurde, daß er seiner Großmutter fortwährend davon sprach. Diese witterte eine neue Bildungsgelegenheit und wandte sich eines Tages an Arnt:

Lieber Herr Doctor, Karl rühmt so sehr Ihre literarischen Vorträge. Könnten Sie uns nicht an dem Genuß theilnehmen lassen; ich bin so sehr für geistige Anregung und mein Mann auch.

Der arme Oberamtmann saß dabei und machte eine zustimmende Miene; in seines Herzens Grunde verabscheute er alles „Geistige“, — Getränke allein ausgenommen — doch wagte er so etwas frevelhaftes kaum zu denken, geschweige denn auszusprechen. In Wirklichkeit brachte er einem literarischen Vortrage etwa dasselbe Verständniß und Interesse entgegen wie einer Vorlesung aus dem Alten Testamente im Urtext.

Arnt wurde durch die Zumuthung eine erhebliche Belästigung in Aussicht gestellt, besonders weil er sich auf eine Menge thörichter Fragen und anmaßender Gegenäußerungen gefaßt machen mußte; dennoch fühlte er sich geschmeichelt, so sehr war er schon in wenigen Monaten in seinem Selbstbewußtsein heruntergekommen.

XV.

Was sich ereignet hatte, ehe Doctor Arnt die beiden Ohrfeigen austheilte. Doctor Arnt erreicht die äußerste Grenze seiner Dummheit und wird dann allmählich wieder klüger. Fritz Vapupp wird auf einer Schandthat ertappt und zeigt keine Reue. Furchtbare Revolution.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Frau Oberamtmann durch die Thatsache, daß sie einen „Irrrafen“ zum Schwiegersohn erhalten hatte, etwas aus dem Häuschen gerathen war. Noch schlimmer wirkte es, daß die Sprache, die Anschauungen, das Handeln dieses Schwiegersohnes für sie zur Richtschnur wurden, daß sie ihm in allen Dingen möglichst nachzuahmen suchte. Was bei dem Grafen nach seiner Geburt Erziehung und Lebensstellung natürlich erschien, bekam bei ihr etwas fratzenhaftes.

Sie hatte in jüngeren Jahren etwas, wenn auch nicht viel, Achtung vor „studirten Herren“ gehabt; der Graf aber und ehemalige Offizier sprach gerade

über solche Männer gern mit der größten Geringschätzung. Sie war fast erschrocken, als er einmal einen Universitätsprofessor, dem er in einer Gesellschaft begegnet war, als einen ganz ungebildeten Menschen bezeichnete. Diese Leute, hatte sie ihn schon sagen hören, — Aerzte, Anwälte, Civilbeamte waren gemeint — haben gar nicht das Zeug, sich eine gewisse Bildung anzueignen, sie behalten immer etwas handwerkermäßiges, verstehen im günstigsten Falle ihr Geschäft; — oft auch das nicht — aber sich einen weiten Gesichtskreis, ein freies, überlegenes Urtheil zu verschaffen, sind sie nicht imstande. Er selber hatte seiner Fähnrichsbildung durch Lesen und Theaterbesuchen in ähnlicher Weise wie Wilhelm Arnt eifrig nachgeholfen.

Bald fiel es der guten Frau Bapupp wie Schuppen von den Augen. Wenn sie früher von Männern gelehrter Bildung etwas hatte sprechen hören, was sie nicht recht verstand, so hatte sie das als höhere Weisheit achtungsvoll hingenommen; jetzt erklärte sie dergleichen frischweg für Unsinn. Es war für solche Männer nichts leichter, als bei ihr in den Ruf der Dummheit oder grober Unwissenheit zu kommen. Sie wurde in ihrem Benehmen gegen sie so anmaßend, daß sie seit der Zeit, in welcher der gräfliche Schwiegersohn auf sie zu wirken begonnen, schon den dritten Hausarzt hatte, weil die Herren sich ihr verletzendes

Benehmen nicht gefallen lassen wollten. Der Herr Graf hatte immer noch denselben Hausarzt, den er bei seiner Uebersiedelung nach Berlin angenommen hatte, und stand mit ihm auf dem besten Fuß. Das Handwerkermäßige lauschte sie jetzt jedem ab: natürlich, wo sollten solche Leute auch feinere Bildung lernen, bemerkte sie zu ihrer Freundin Obrecht.

Sie hatte allerlei kleine Merkmale, an denen sie Dummheit und geringe Bildung erkannte; das wichtigste darunter war die Anwendung von Fremdwörtern Da sie die Bedeutung der Wörter in der fremden Sprache, der sie entnommen waren, nicht kannte, so galt ihr nur die Anwendung, die ihr im Leben zur Gewohnheit geworden war, und mit der sie einen ganz bestimmten Sinn verband, für die richtige; natürlich kamen gerade Männer von wissenschaftlicher Bildung leicht dazu, solche Wörter in einer Weise anzuwenden, die ihr unbekannt war und ihr daher für falsch galt.

In Arnt erwartete sie, nach dem, was sie über ihn gehört hatte — Hülten hatte dem Oberamtmann gesagt, daß er ein hochgebildeter Herr sei — einen erträglichen jungen Menschen zu finden; das war das Aeußerste, was so ein Schulmeister überhaupt erreichen konnte — höflich, bescheiden, etwas schäbig im Anzuge, etwas linkisch und verlegen, aber ein durchaus bequemer Hausgenosse, auch für kleine häusliche

Dienste, als da sind: Wein abziehen, Bowle einschenken, Tauben füttern, recht wohl verwendbar. Als nun Doctor Arnt ankam, eine blendende männliche Erscheinung in vollster Jugendschönheit, nichts weniger als schäbig, nichts weniger als linkisch, da gerieth sie ihm gegenüber in eine peinliche Verlegenheit, die sie nicht bewältigen, nicht einmal verbergen konnte! Es war aber auch unerhört! — sie konnte sich doch „ihrem" Hauslehrer, dem „Candaoten" gegenüber, wie ihr Mann ihn nannte, nicht benehmen, als ob sie ihren Schwiegersohn, den Herrn Irrrasen vor sich hätte.

Dem Herrn Oberamtmann gefiel er dagegen ausgezeichnet: Is 'n prächtigen jungen Mensch, unse Candaot, äußerte er bald nach dessen Ankunft zu einem Nachbar. Arnt zeigte Verständniß für landwirthschaftliche Fragen, der Oberamtmann dagegen für lustige Studentengeschichten. Er zog ihn möglichst viel zu sich heran, nahm ihn über Feld und zu Nachbarn mit, spielte Schach und Sechsundsechszig mit ihm, lud ihn zur Vesperzeit ein, eine Flasche Rothwein mit ihm auszustechen, kurz benahm sich ganz wie ein älterer Freund zu ihm. Als die Frau Oberamtmann einmal wieder nach Berlin gereist war, nahm er ihn auch zu einem Besuch beim Gutsbesitzer Wendland auf Wonkow mit, und hier war es, wo er seinen Bruder Wilhelm traf. Dieser Besuch aber gab den Tropfen ab, der den Wermuthbecher bei der Frau Oberamtmann überlaufen machte. Sie

wusch ihrem Eheherrn unter vier Augen gehörig den Kopf, — ihre eigenen Worte gegenüber der Freundin Obrecht — und das hatte unangenehme Folgen für Arnt.

Bei ihr hatte sich ein richtiger, wenn auch nicht eingestandener, weiblicher Haß gegen ihn festgesetzt. Sein überlegenes Wissen und Denken kränkte sie, weil sie sich dadurch heruntergesetzt fühlte; sein sicheres Benehmen, das sie in Verlegenheit brachte, erschien ihr wie Anmaßung, wie Unverschämtheit. Sie nahm sich oftmals vor, ihm einmal ordentlich „über den Schnabel zu fahren“, war aber in seiner Gegenwart wie auf den Mund geschlagen, was ihren Aerger nur erhöhte. Die Familie Wendland stand bei ihr in hohem Ansehen, weil Officiere und Adelige in ihr verkehrten, und es erschien ihr deßwegen als ein grober Verstoß, daß ihr Mann einen bürgerlichen Hauslehrer dort eingeführt hatte.

Wie hast Du nur so tactlos sein können, sprach sie scharf zu ihm, ich bejreife Dich nicht, obgleich Du mir schon an manches anjewöhnt hast. Wie kann man in einer solchen Familie einen Menschen wie Arnt mitnehmen, einen solchen unverschämten, unjebildeten Schulmeister; in einer Familie, wo Standespersonen und sogar Officiere verkehren? Ich möchte den Menschen am liebsten nu man jleich aus dem Hause jagen!

Was würde aber Pfosten dazu sagen? wimmerte der gestrafte Eheherr.

Ja, das ist's man, daß der in seiner Rücksichtslosigkeit gegen mich so weit jeht, daß er Karlchen wieder zu sich nimmt, das arme schwächliche Kind, daß er sich 'n Beispiel an seine Sauferei nehmen kann. Das ist's ja man, wodrum ich den Menschen noch nich aus 'm Haus' jeschmissen hab. Und wodrum ich mir alles jefallen lassen muß, was kein Mensch ertragen kann, obwohl ich einen Jrafen zum Schwiegersohn habe, und bin doch auch wahrhaftig eine jebildete und angesehene Frau, die sich von so 'n jrünen, dummen Bengel nicht blamiren zu lassen braucht. Ja, wenn ich nich so jeduldig wäre! Du lieber Himmel! — Dat is man blos wegen Karlchen. Aber das sag' ich Dir — hier schärfste Tonart —, das muß anders werden mit dem Menschen! Du hast Dich ja jrad' so, als wenn so 'n Mensch jrad' so 'n Mensch wär, als wie unsereiner eines ist. Das bitt' ich mir jetzt aber aus, und das is mein Ernst! Was brauchst Du mit ihm zu spielen und Wein mit ihm zu saufen; exclusiv sollst Du sein, und abweisend sollst Du sein, Du sollst ihm behandeln, wie es Dich, so einen dummen Bengel von Candidaten, zukommt.

So entlud sich das Strafgericht wohl eine Stunde lang über dem schuldigen Haupte des Herrn Oberamtmannes. Immer wurden dieselben Gedanken mit kleinen Veränderungen wiederholt. Als die Zuchtruthe endlich genugsam geschwungen war, war der Herr

Oberamtmann windelweich und sah auf das klarste ein, wie schändliches Unrecht er seinem armen, geduldigen Weibe angethan habe.

Arnt war ganz erschrocken über die plötzliche Umwandlung des Oberamtmannes. Dieser war jetzt ihm gegenüber verlegen, und seine Verlegenheit äußerte sich in grobem, bissigem Benehmen, ganz zur Zufriedenheit der Gemahlin, die den Blick nur noch an der Nase entlang zu Arnt hinüber gleiten ließ mit einem Ausdruck, als wollte sie ihn nach seiner Existenzberechtigung fragen. Er benutzte die erste Gelegenheit, um den Oberamtmann unter vier Augen zu fragen, ob etwas vorgefallen sei; dieser entzog sich ihm aber eiligst mit einem unverständlichen Brummen. Maulte die Herrin, so maulte Fräulein Obrecht mit, das hatte sie in ihren langjährigen Stellungen als Gesellschaftsdame gelernt. Karlchen fand die Situation selbstverständlich köstlich und wurde von Tag zu Tag frecher.

Arnt glaubte Anfangs nur an eine vorübergehende Verstimmung; als aber Wochen vergingen, ohne daß eine Aenderung eintrat, wurde ihm seine Lage sehr peinlich. Er fühlte, daß er Aufklärung und eine andere Behandlung verlangen und wenn sie verweigert werde, abgehen müsse. Aber was dann? Wieder nach Hause?

Wie der hungernde Proletarier zu der fleischigen Pracht der Schlächterläden, blickte er in jener Zeit zu

den Geldsäcken des Onkel August auf. Da saß nun jener nahe Verwandte und häufte zwecklos Zinsen auf Zinsen, während ein Bruchtheil seiner Jahreseinnahme genügt hätte, um den reich begabten Neffen einer glücklichen, gesicherten Zukunft entgegenzuführen.

Sollte er sich doch noch entschließen, ihn zu bitten?? — — —

Nein! nein! nein! Bitten hieß in diesem Falle Betteln. Er war in seiner Selbstachtung zwar schon sehr heruntergekommen, aber doch noch nicht so weit, daß er im Stande gewesen wäre, sich in dieser Weise vor dem rohen Onkel zu beugen. Traurig allerdings hatte sich seine Lebenslage verändert. Vor wenigen Monaten noch war er in angesehenen Kreisen der Hauptstadt von den Damen verwöhnt, von bedeutenden Männern geachtet und gefördert worden, und jetzt —

Auch der Fremdwörterprobe fiel er jetzt zum Opfer. Er bemerkte eines Tages, daß Jemand einer schwierigen Frage gegenüber sich sehr „delicat" benommen habe.

Kaum war ihm dieses Wort entfahren, so richtete die Frau Oberamtmann sich straff in ihrem Sitze auf und glotzte ihn mit unglaublicher Unverschämtheit an, während ihr der Herr Oberamtmann mit einem bissig herausgestoßenen „dummen Snack" secundirte. Sie hatte das Wort „delicat" bisher nur auf Speisen anwenden hören, und Arnts Ausspruch klang ihr daher gerade so, als ob er gesagt hätte, daß Jemand sich in einer

Frage „wohlschmeckend“ benommen habe. Sie verlor jetzt vor seinem Wissen alle Achtung und brachte es gelegentlich ganz gut fertig, ihm „über den Schnabel zu fahren“; daß sie dabei zuweilen verblüffende Unwissenheit verrieth, machte die Sache für Arnt nicht angenehmer.

Nein, sein Stolz war noch nicht so weit gebrochen, daß er sich vor Onkel August hätte beugen können; er wollte ausharren, ob es gleich kaum zum Aushalten war, aber seine Geduld riß — doch gerade dies sollte seine Lage verbessern. Die beiden Ohrfeigen, die in Karlchens frechem Gesicht brannten, wirkten mittelbar auch auf die Frau Oberamtmann.

Seit Karl von Pfosten so scharf in seine Schülerstellung zurückgewiesen worden war und seinem Lehrer gegenüber die Umwandlung von Furcht zur Zuneigung durchgemacht hatte, berührte ihn das Benehmen seiner Großeltern gegen diesen peinlich, er that jetzt bewußt und unbewußt sein Bestes, um ihn im Ansehen zu heben.

Die Großmutter legte sich in seiner Gegenwart in ihren Aeußerungen über Doctor Arnt keinerlei Zwang auf. Mit Vorliebe wurde immer wieder das unglückliche Fremdwort „delicat“ hervorgezogen, um Bemerkungen daran zu knüpfen — z. B.: „Wie ist es nur möglich, daß ein Mann, der doch wenigstens auf Schulbildung Anspruch macht, ein so gebräuchliches Wort nicht kennt. Mein Schwiegersohn hat wahrhaftig recht: der

pedantische Unterricht und das sogenannte Studium, das diese Leute durchmachen, ist der wirklichen, d. h. der geselligen Bildung! mehr schädlich als nützlich. — Ein „delicates“ Benehmen — unjlaublich!!“

Als sie sich wieder einmal in Karls Gegenwart in ähnlicher Weise äußerte, setzte dieser ihr auseinander, daß Doctor Arnt das Wort „delicat“ garnicht falsch angewendet habe, daß es in dieser Bedeutung aus dem französischen Sprachgebrauch entnommen sei und ziemlich genau dasselbe bedeute, wie die deutschen Worte „zartfühlend“ und „rücksichtsvoll“, und daß man doch sehr wohl von einem „zartfühlenden“ und „rücksichtsvollen“ Benehmen sprechen könne.

Darob gerieth die Frau Oberamtmann in sichtliche Verlegenheit, und Fräulein Obrecht, die zugegen war, biß sich in die Lippen — mit Grund, denn das Strafgericht ließ nicht auf sich warten:

Ist es alles richtig so, wie Karl sagt?

Fräulein Obrecht konnte das nicht in Abrede stellen.

Was! Und dann läßt Du mich wochenlang reden und moquirst Dich wohl gar noch heimlich gegen mir, wo Du doch weißt, daß mir in der Jugend kein Französisch gelernt worden ist, und ich erst alles in späteren Jahren habe nachholen müssen, wozu ich bei's Französische keine Zeit mehr hatte!

Entschuldige, ich glaubte, Herr Arnt hätte das

Wort aus dem Lateinischen entnommen, warf Fräulein Obrecht schüchtern ein.

Was wissen Sie denn vom Lateinischen, Fräulein Obrecht? fragte Karl, und die Frau Oberamtmann warf ihr einen verächtlichen Blick zu, der deutlich besagte: Du verstehst ja nicht mal was vom Lateinischen.

Für Fräulein Obrecht kam jetzt eine recht unangenehme Zeit, während Arnt wieder mehr und mehr im Ansehen stieg, hauptsächlich weil Karl nicht aufhörte, ihn zu loben.

Man wird jetzt begreifen, daß Arnt sich durch die Anrede der Frau Oberamtmann, durch die Bitte, beim Literaturunterricht zuhören zu dürfen, geschmeichelt fühlte, daß es ihn mit erhebender Genugthuung erfüllte, wenn eine unwissende Frau den Wunsch äußerte, einige Brocken seines reichen Wissens aufzuschnappen.

„Die Hälfte der Tugenden nimmt der weitblickende Zeus einem Manne, wenn der Tag der Knechtschaft über ihn kommt“, sagt der alte Homer. Auch Arnt veränderte sich rasch.

Schlimme Tage, noch schlimmere Nächte hatte er durchgemacht im Ringen gegen seinen Stolz, als er sich vor die bittere Wahl gestellt sah, die widerwärtige Behandlung in Quitzow noch ferner zu erdulden, oder sich vor dem rohen Onkel zu beugen. Auch daran hatte er wohl gedacht, nach Hause zurückzukehren und eine andere Stelle aufzusuchen; aber der Aufenthalt

zu Hause war, wenn auch aus anderen Gründen, ebenso unangenehm wie der in Quitzow, und dazu war es unsicher, ob er in einem anderen Hause bessere Behandlung zu erwarten hätte.

Als er seinen Stolz soweit niedergekämpft hatte, daß er zu dem klaren Entschluß kommen konnte, in der einmal gegebenen Lage auszuharren, suchte er zunächst die gegen ihn bestehende und so offen zur Schau getragene Mißstimmung zu beseitigen.

Der Entschluß, zu bleiben, befestigte sich bei ihm nach Austheilung der beiden Ohrfeigen, als er sah, daß diese zu keiner Krisis führten.

Daß im Hause die Frau der herrschende Geist war, war für jeden ersichtlich; dieser also mußte er zunächst mißfallen haben. Er schloß richtig, daß gerade sein freies, offenes Auftreten, sein selbstständiges Urtheil verstimmt haben müsse, daß sie von ihm mehr die Haltung eines Untergebenen erwarte. Er verschloß also sein wohlgeschultes, weites Denken still bei sich und folgte dem faden Geschwätz, wie es gewöhnlich aufkam, eifrig bemüht, in Bescheidenheit sein Scherflein zur Unterhaltung beizutragen. Bald ging er weiter. Er bemerkte, wie sehr der Frau Oberamtmann daran lag, ihre Wissensbrocken und die Ergebnisse ihres verworrenen Denkens auszukramen, und verschaffte ihr möglichst oft Gelegenheit dazu. Dabei hörte er mit achtungsvollem Ernst dem gröbsten Unsinn zu und

nahm gelegentlich die Miene an, als ob er etwas Neues und Anregendes erfahre. Durch dieses Benehmen unterstützte er die Bemühungen seines Schülers so wirksam, daß er fast so schnell in der Gunst stieg, wie er gefallen war. Natürlich hatte er auch schon in den Tagen des Schwankens, als er noch nicht wußte, ob er bleiben solle, sein Verhalten geändert, sodaß ein plötzlicher Umschwung nicht zu bemerken war.

Eines Tages ließ die Frau Oberamtmann zu ihrem Manne sich also vernehmen: Unser Candidat lernt wirklich Manier; da sieht man doch wieder, was der Aufenthalt in einer gebildeten Familie ausmacht. Warum bist Du nur immer so brummig gegen ihn; der arme Mensch wird ja ganz verschüchtert. So fordere ihn doch einmal wieder auf, mit Dir eine Partie Schach zu spielen, Du thust ja sonst doch den ganzen Abend weiter nichts als Gähnen, und mit Karl magst Du ja doch nicht spielen, weil er zu naseweis ist, wie Du sagst; in Wirklichkeit ist es die geistige Anregung.

Der Oberamtmann ließ sich das nicht zweimal sagen und begegnete, seinem guten Herzen und gesunden Sinne folgend, dem jungen Manne wieder mit Achtung und Freundlichkeit. Fräulein Obrecht folgte der Herrin. War diese gegen Arnt herablassend freundlich, so war sie es in anschmeichelnder Weise. Mit dem Haussohne Fritz hatte er ununterbrochen auf dem besten Fuß gestanden.

Fritz Vapupp hatte sich auf der Schule die nöthigen Kenntnisse ohne erheblichen Zwischenfall angeeignet, ohne auch nur einmal ernstlich krank zu werden. Dann hatte er ebenso regelmäßig die landwirthschaftliche Lehrzeit durchgemacht, dann sich ein Jahr auf einer Universität aufgehalten, und jetzt war er zu des Vaters Zufriedenheit als Angestellter in der Wirthschaft thätig. Seiner Mutter gegenüber war er in jeder Weise aufmerksam und gefällig.

Dennoch war er zur Zeit ihr „Sorgenkind".

Die gräfliche Familie ließ sie nicht dazu kommen, Sorgen über sie zu sammeln; sie hielt sie in solcher Entfernung, daß sie es nur dazu brachte, sich geschmeichelt zu fühlen. So lange Frau von Pfosten lebte, hatte sie genug zu sorgen, da diese, nach ihr, mit einem dem Trunke ergebenen Manne in unglücklicher Ehe lebte; nachdem sie gestorben war, mußte sie ihr Sorgenbedürfniß im Wesentlichen bei ihrem einzigen Sohne befriedigen, den sie übrigens zärtlich liebte.

Da er ein recht stattlicher Mann war und ein hübsches Vermögen zu erwarten hatte, so wünschte sie natürlich, daß er einen vortheilhaften Ehebund abschließe; insbesondere stand ihr Sinn nach einer „vornehmen" Schwiegertochter. Eine solche Dame konnte aber nach ihrer Vorstellung doch nur einem Manne die Hand reichen, der etwas „geistig Angeregtes" oder etwas Exclusives, Besonderes, genug auch etwas Vor-

nehmes hatte. Von dem allen aber zeigte sich — immer nach ihrer Vorstellung — bei Fritz bisher nichts, und alle ihre „Anregungen“ blieben vergeblich.

Sie hatte, ihren Vorurtheilen entsprechend, nur ungern darin gewilligt, daß er eine Universität besuchte, und der Oberamtmann hatte ihren Widerspruch nur dadurch beseitigt, daß er gegen seine Ueberzeugung erklärte, für einen Landwirth seien Kenntnisse in der Chemie nothwendig. In Wirklichkeit war er verständig genug, einzusehen, daß es für seinen Sohn nicht gut sei, die ganzen Jünglingsjahre bis zur Verheirathung im elterlichen Hause zuzubringen.

Von der Universität war er nun womöglich noch weniger „geistreich“ zurückgekehrt, und was schlimmer war, er zeigte seit jenem „Unglücksjahr“, wie die Mutter es nannte, die böse Neigung, zuweilen selbstständig, ja sogar, wenn auch nur in Kleinigkeiten, gegen ihren ausdrücklichen Wunsch und Willen zu handeln.

Die literarischen Vorträge, die Arnt von jetzt ab an zwei Abenden in der Woche im Familienzimmer halten mußte, führten auch wieder zu einem häuslichen Zwist.

Die Frau Oberamtmann befahl, daß an diesen Abenden außer Karl Theil zu nehmen hätten: der Herr Gemahl, Fräulein Obrecht, Sohn Fritz und zwei junge Leute, die außer diesem noch in der Wirthschaft thätig waren.

Der Gemahl fügte sich, wenn auch mit heimlichem Brummen über „den 'n ollen Drönschnack"; Fräulein Obrecht war an stummen Gehorsam gewöhnt; die beiden jungen Leute mußten sich auf einen heftigen Kampf gefaßt machen mit dem sonst so lieben Freunde, dem Schlaf nach mühseliger Tagesarbeit, wagten aber doch nicht, fortzubleiben — Fritz erschien nicht.

Es wurde nach ihm geschickt, er ließ aber sagen, daß er auf seinem Zimmer bleiben wolle, denn er sei müde.

Das war wieder ein starkes Stück, eine freche Auflehnung gegen den ausgesprochenen Willen der gebietenden Hausfrau und Mutter; seine fünfundzwanzig Jahre kamen hierbei nicht im mindesten in Betracht.

Am folgenden Morgen benutzte sie die nächste Gelegenheit, um ihn aufs schärfste zur Rede zu stellen:

Du bist ja gestern Abend nicht gekommen, und ich hatte es doch ausdrücklich verlangt!

Ich habe Dir ja gesagt, Mutter, daß mich solche Sachen nicht interessiren.

Sie sollen Dich aber interessiren! Ich will keinen Sohn haben, der wie so 'n Hans Quast in der Welt herumläuft und keine geistigen Interessen hat. Was fällt Dir eigentlich ein! Was nimmst Du Dir eigentlich heraus! Das wird ja immer schöner! Am Donnerstag Abend kommst Du, oder ich zieh andere

Saiten auf, und damit Punktum! Was sollt' das wohl heißen!

Am Donnerstag aber erschien Sohn Fritz wieder nicht, auch nicht, als nach ihm geschickt wurde. Er hatte zwar den mütterlichen Zorneserguß stillschweigend über sich ergehen lassen, sich aber vorgenommen, in diesem Fall nicht nachzugeben.

Die Frau Oberamtmann kanzelte nun ihren Mann ab, daß er immer viel zu schwach gegen ihren einzigen Sohn gewesen sei, und daß sie daher jetzt so schreckliche Erfahrungen an ihm machen müßten, und verlangte, daß er sein väterliches Ansehen auf's nachdrücklichste geltend mache.

„Mit den 'n ollen dömlichen Wiewetrödel," brummte der Oberamtmann vor sich hin, als sie ihn verlassen hatte. Er hatte an seinem Sohne gar nichts auszusetzen. Draußen in der Wirthschaft fand er niemals Widerspruch und hätte auch keinen geduldet; ihn aber im Hause wie ein Kind zu schulmeistern, wiederstrebte ihm.

„Mit den 'n ollen dömlichen Wiewetrödel", stieß er noch einmal ärgerlich ganz laut heraus, dachte aber nicht einen Augenblick daran, dem erhaltenen Befehle ungehorsam zu sein.

Fritz pflegte seinem Vater achtungsvoll, aber auch offen, ohne jeden Rückhalt zu begegnen. Als dieser

ihn daher ziemlich barsch fragte, weßhalb er am Abend nicht gekommen sei, erwiderte er ernst und bestimmt:

Ich habe Mutter gesagt, daß ich kein Interesse an jenen Vorträgen habe. Ich werde auch ferner nicht kommen.

Gegen diese einfachen Worte war nicht leicht etwas zu sagen, und der Oberamtmann wurde daher verlegen, um so mehr, als er sich im Unrecht fühlte.

Die leteraturi . . . . terarischen Sachen sind aber doch so interessant, entgegnete er recht unsicher.

Findest Du das wirklich? sagte Fritz mit einem eigenthümlichen Lächeln. Nun, über den Geschmack läßt sich ja nicht streiten, mir ist die Literaturgeschichte von jeher langweilig gewesen.

Du könntest Mutter aber wohl den Gefallen thun, zuzuhören, da sie es doch einmal so sehr wünscht, brachte der Vater fast bittend vor.

Also weil Mutter an solchen Vorträgen Gefallen findet, soll i ch zuhören; das ist doch wirklich kein vernünftiges Verlangen mehr.

Man muß doch aber auch nicht immer bloß an sich denken.

Du lieber Himmel! das thue ich doch gewiß nicht. Du wirst wohl zugeben, daß ich gegen Mutter gern nachgiebig und gefällig bin; aber in solchen Kleinigkeiten werde ich doch wohl in meinem Alter einmal nach meinem Wunsche handeln können.

Na, ich denke, Du kommst doch.

Fritz brummte etwas Unverständliches, kam aber am nächsten literarischen Abend wieder nicht.

Jetzt weigerte sich auch der Oberamtmann hartnäckig, seinen Sohn nochmals zur Rede zu stellen oder ihm gar mit Entlassung aus seiner Stelle zu drohen, wie die Frau verlangte, und es gab einige ungemüthliche Tage voll Maulens und Gezänks. Mehrere Nächte konnte die Frau Oberamtmann nicht recht schlafen, wie sie angab aus Kummer und Gram über ihren ungerathenen Sohn, in Wahrheit aus Aerger darüber, daß sie ihren Willen nicht durchgesetzt hatte.

Nur eine Aussicht blieb ihr noch. Sie hatte durch Jahrzehnte lange Gewöhnung eine so strenge Hausordnung festgesetzt, daß es sehr leicht war, dagegen zu zu verstoßen, und der Herr Gemahl zeigte sich jedesmal zerknirscht und zu allen möglichen Bußen bereit, wenn ihm so etwas einmal begegnete. Sie ging nun darauf aus, ihren Sohn auf irgendeiner Sünde zu ertappen, hoffend, daß er dann, unter der Lust seines Schuldbewußtseins zusammenbrechend, sich wieder willig und fügsam zeigen werde wie der Herr Papa.

Fritz Vapupp führte für einen fünfundzwanzigjährigen jungen Mann und einzigen Sohn wohlhabender Eltern ein äußerst einfaches und arbeitsames Leben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er in der Wirthschaft thätig, nicht auf drei Stunden konnte

er sich ohne Erlaubniß entfernen. Der Vater, seiner eigenen freieren Jugend eingedenk, hätte ihm gern etwas mehr Spielraum gelassen, aber die Mutter ließ das nicht zu. Sie mißgönnte ihm kleine Zerstreuungen nicht, aber er sollte sie in jedem einzelnen Falle als eine Wohlthat aus den Händen seiner Eltern, d. h. richtiger aus ihren, der Mutter, Händen erhalten; Freiheit eines Familienmitgliedes bedeutete Einschränkung ihrer Machtsphäre.

Das frohe Fest nach den sauren Wochen bestand für ihn zuweilen darin, daß er nach der Stadt ritt und dort in Geselligkeit ein paar Gläser Bier trank. Natürlich mußte er pünktlich zum Abendessen um sieben Uhr wieder zu Hause sein. Sie gab jetzt scharf acht, ob er nicht einmal etwas zu spät oder etwas angeheitert zurückkäme; aber nichts ließ sich entdecken.

Eines Sonnabends, Abends nach dem Essen, winkte er Arnt heimlich zu sich heran und flüsterte ihm zu: Ich habe heute eine Kiste Flaschenbier, gutes Münchener Pschorrbier, mitbringen lassen, bitte, kommen Sie doch heute Abend auf mein Zimmer, wir wollen es einmal ordentlich probiren.

Arnt war jede Unterbrechung in dem Einerlei des Landlebens angenehm, und er sagte daher zu, obwohl ihm das Heimlichthun, das der junge Papupp für nöthig zu halten schien, unangenehm war.

Als dann die übrigen Hausbewohner, wie immer,

frühzeitig ihr Lager aufgesucht hatten, saßen die beiden jungen Männer sehr gemüthlich plaudernd und rauchend hinter ihren Biergläsern.

Sie vermieden zunächst in stillem Einverständniß die Zustände und Vorgänge im Hause und sprachen von mancherlei anderen Dingen, besonders eifrig vom Universitätsleben — auch Vapupp war einige Male „los gewesen.“ Als die Stimmung aber wärmer wurde, ging doch der Mund von dem über, wovon das Herz voll war.

Ja, sagte Vapupp nach einer kleinen Pause, wenn ich die Zeit von damals mit jetzt vergleiche ..... Der Alte ist im Grunde ganz vernünftig, und wenn er zu bestimmen hätte, führte ich wahrscheinlich ein ganz erträgliches Leben; aber Mutter wird immer wunderlicher. Nicht in den kleinsten Kleinigkeiten gönnt sie mir oder sonst jemandem im Hause Selbständigkeit, und mit ihrem „Irrafen“ und ihrer „Bildung“ wird es auch täglich unerträglicher — — — Beiläufig, Arnt, Sie nehmen mir doch nicht übel, daß ich Ihren Vorlesungen nicht beiwohne?

Im Gegentheil! Ich würde es Ihnen verdenken, wenn Sie sich von Ihrer wahrlich knapp bemessenen freien Zeit auch nur eine Stunde damit verderben wollten. Sie werden jetzt glücklich vergessen haben, was Ihnen von der Schulgelehrsamkeit nicht zusagte, und es wäre hart, Ihnen zuzumuthen, gerade das jetzt wieder aufzulesen.

Nicht wahr! Aber Sie glauben gar nicht, was meine Weigerung, an den Vorträgen theilzunehmen, für Aerger und Unruhe im Hause verursacht hat.

Ich habe es wohl bemerkt.

Ach ja, entgegnete Vapupp verstimmt, man muß ja leider in unserem Hause alles bemerken.

Ich habe doch Sachen genug, an denen ich Antheil nehme, fuhr er nach kurzem Schweigen etwas hitzig fort, als müßte er sich gegen einen ungerechten Vorwurf vertheidigen; ich interessire mich für Politik, volkswirthschaftliche Fragen, Tagesliteratur. Hätte ich Zeit und Lust, mich ernstlich damit zu beschäftigen, möchte ich mich schließlich auch wohl für alte, mittlere und wer weiß was noch für Literatur begeistern; aber wozu das, man kann ja doch schließlich nicht alles treiben. Die angenehmste Unterhaltung gewährt mir ein gutes modernes Buch, das unsere Zeit, Zustände, Verhältnisse, Verwickelungen unserer Tage zum Gegenstande hat.

Sollten Sie nicht auch Besuche in Wonkow sehr angenehm unterhalten? fragte Arnt lächelnd mit einem raschen Seitenblick.

Vapupps Gesicht heiterte sich plötzlich auf: Sie scheinen nicht blind zu sein; nun das kann man bei einem Manne wie Sie auch nicht erwarten; aber ich bin gewiß, daß Sie verschwiegen sind.

Selbstverständlich.

Ja, nach Wonkow darf ich reiten, so oft ich will,

ohne Urlaub. Wissen Sie, die Heirath ist für mich der einzige Weg zur Freiheit, und offen gestanden, ich fürchte ihn nicht im geringsten. Fanny Wendland gefällt mir ganz außerordentlich, und ich habe guten Grund, anzunehmen, daß ich ihr auch nicht mißfalle. Ich glaube, ich fühle mehr Leidenschaft für sie, als ich mir gestehen mag. Nur ein bischen Geduld müssen wir noch haben. Das soll aber ein anderes Leben werden, wenn wir erst verheirathet sind; nicht solche öde Pantoffelei — na, Fanny ist auch garnicht danach.

Ist Fräulein Wendland denn aber auch „vornehm" genug? fragte Arnt mit einer Betonung, die nicht mißzuverstehen war.

Ei natürlich! was denken Sie! Die Mutter ist die Tochter eines adligen Obersten und hat ihren Töchtern „feinen Pli" gegeben, die ganze Familie ist „fein gesellig gebildet" — deßhalb hauptsächlich darf ich ja so viel dort verkehren — und bei ihr gehen „Standespersonen und sogar Officiere" aus und ein. Ja selbst „mein Schwiegersohn, der Jrrraf" . . . .

Hier fuhr er leicht zusammen, und Arnt wandte sich um, der Richtung seines Blickes folgend.

Jn der weit geöffneten Thür stand die Frau Oberamtmann, die beiden Arme in die Seiten gestemmt, hoch geröthet mit funkelnden Augen, einer zürnenden Göttin der strafenden Gerechtigkeit vergleichbar.

Hatte sie gehorcht? War sie leise herangeschlichen?

Hatten die jungen Leute, in ihr Gespräch vertieft, nur die nahenden Schritte überhört? Genug, sie war da, unerwartet, plötzlich, schreckenerregend.

Sie hatte sich am Mittag mit dem Bemerken, daß sie der Ruhe bedürfe, in ihr Zimmer begeben, von dort aber ein Gemach aufgesucht, von welchem aus sie den Wagen beobachten konnte, mit dem an jedem Sonnabend ein Stallknecht zur Stadt geschickt wurde, um Einkäufe zu machen und Besorgungen auszurichten. Neben anderem Auffälligem bemerkte sie von hier aus, daß ihr Sohn dem Knechte Geld gab und ihm, wie es schien, einen Auftrag ertheilte. Dies war Grund genug für sie, am Nachmittage eine Spazierfahrt so einzurichten, daß sie dem aus der Stadt heimkehrenden Wagen begegnen mußte. Sobald er herangekommen war, ließ sie halten und fing mit dem Knechte ein Gespräch an:

Na, Johann, hest du alles orndlich bisorgt?

Ja, ick hew alles richtig so utricht't, as dei Fru mi dat updragen hett.

Wat is denn dat da för en Korf, dat is jo en ganz niegen (neuer) Korf, den kenn ick jo garnich.

Oh, da is man en bäten Kaffe un Zucker in för Mariek Schulten.

Wo, Dunnerwetter, hew ick Di nich all nägenmal seggt, Du sast för andre Lüd kein Updräg annehmen. Wat geiht di Mariek Schulten an? Un wat is denn dat för en Schachtel?

Oh, dat is man Möllerschen ehr old Haut, den hett sei sick wedder en bäten updunnern laten.

Dit ward jo ümmer narrscher, Du makst jo woll Utrichtungen för dat halwe Dörp!

Wat is denn dat för en Kist; för wen is dei?

Mit dieser Frage trat die Frau Oberamtmann in medias res; alles andere war nur Geplänkel gewesen. Die Kiste sah in jeder Hinsicht verdächtig aus, besonders aber durch das auf dem Deckel eingebrannte Zeichen eines Glases.

Oh, sagte der Knecht ausweichend, dei is man von Janselo'n.

Ick frag Di nich, v o n wen sei is, ick frag Di f ö r wen sei is.

Na, för den jungen Herrn is sei, entgegnete er verdrossen, denn er vermuthete, daß es sich um eine Heimlichkeit handle, und wollte sie nicht gern preisgeben, fand jedoch keinen Ausweg.

So? för den jungen Herrn is dat? Na, denn nimm Di man recht in acht, da is en Glas upbrennt dat dörf nich schüttelt warden.

Ja in acht nahmen hew ick mi uck naug, erwiderte er so gedehnt, daß man unschwer den Nachsatz ergänzen konnte: „wenn mi man sünst nichs passirt wir," d. h. wenn ihm nur nicht die Frau Oberamtmann begegnet wäre und ihn ausgefragt hätte.

Na, denn mak nu man, dat Du nah Hus kümmst,

schloß die Frau Oberamtmann das Gespräch und fuhr weiter.

Fanselo hatte in der Stadt eine neue, den Anforderungen der Zeit entsprechende Bierwirthschaft eingerichtet, zum großen Aergerniß vieler, besonders auch der Frau Oberamtmann, denn da er eine gute, saubere Wirthschaft führte und stets für guten Stoff sorgte, so kam es vor, daß auch verheirathete Männer der wohlhabenderen Klassen am Abend dorthin gingen.

Was konnte von Fanselo in einer Kiste unter dem Zeichen des Glases anderes kommen als Bier? Fritz ließ also heimlich Bier ins Haus schaffen.

Am Abend entging es ihren Späherblicken nicht, daß er einen Augenblick mit Arnt flüsterte. Das Bier sollte also mit Arnt zusammen heimlich ausgetrunken werden. Ob am Tage oder am Abend, ob an diesem Abend oder einem folgenden, ob in ihres Sohnes oder Arnts Zimmer, oder sonstwo, das alles blieb freilich noch ungewiß. Aber auf ein paar vergebliche, nächtliche Gänge sollte es ihr nicht ankommen. Wochen unruhiger Nächte hätte sie gegeben für einen solchen Sieg, wie sie ihn eben errungen zu haben glaubte.

Einige Secunden lang weidete sie sich an dem Schreck der jungen Männer, der übrigens nicht so groß war, wie sie annahm. Dann wandte sie sich scharf gegen ihren Sohn mit den Worten: Wir sprechen uns morgen; darauf wüthend gegen Doctor Arnt:

Und Sie schämen sich nicht in einem gebildeten Hause, wo sie garnicht hingehören in solchem Hause . . . Und Sie schämen sich nicht, eine solche Schande über meinem Hause zu bringen und ein nächtliches Saufgelage zu veranstalten, einen Confif, und meinem Sohne, wo er doch viel zu gut dazu für Sie ist, so einen Menschen . . . . und zu verführen zu schändlichen, nächtlichen Schwiemeleien, wo Gesundheit und Leben daran und Sie mit gutem Beispiel dabei vorangehen sollten! Und Sie schämen sich nicht, ich frage, Sie schämen sich nicht? Nein, Sie schämen sich überhaupt nicht, und ich habe es meinem Manne gleich gesagt, daß Sie ein Unverschämter sind, wie Sie ins Haus kamen mit Ihrer Unverschämtheit, und hab es ihm hundertmal gesagt, daß Sie ein Unverschämter sind, sag ich, und auf der Stelle müßten sie zum Hause heraus, sag ich, und solche Schande über meinem Hause bringen, wo sie gar nicht hingehören in einem gebildeten Hause, und nächtliche Saufgelage veranstalten, sag ich, so einen Confif, und mein armes Karlchen mit dem guten Beispiel . . . . .

Doctor Arnt hatte sich jetzt aus seiner Verblüffung erholt, sagte kurz zu Fritz Vapupp: Gute Nacht! und ging mit raschen Schritten an der Frau Oberamtmann vorüber zur Thür hinaus. Fast hätte sie ihn an den Rockschößen festgehalten, so wüthend war sie, und so sehr brannte sie darauf, ihn noch länger mit ihrem Geschimpf zu überschütten.

Bis in sein Zimmer hinein hörte er die gellende Stimme der Frau, dann aber auch, und immer vernehmlicher, die Stimme des Sohnes; dann erfolgte ein Rückzug mit heftigem Thürenzuschlagen, und dann senkte sich die nächtliche Ruhe wieder über das Haus, aber nicht in sein Herz.

So oft er sich auch das:

„Τλῆθι φίλη κραδίη καὶ κύντερον ἄλλο ποτ᾽ ἔτλης"*)

zurief, dessen er schon so viel in seiner kurzen Hauslehrerzeit gedacht hatte, er konnte seinen Zorn nicht bemeistern. Auch paßte dieser Selbstzuruf des „herrlichen Dulders Odysseus" nicht recht, denn er hatte in der That Schlimmeres oder auch nur s o Schlimmes bisher noch nicht erduldet.

Sollte es am Ende nicht doch besser sein, bei Onkel August zu betteln??? — —

Nein! nein! nein! das ist auch schimpflich. Hier kann ich allerdings nicht mehr bleiben, aber so schlimm kann es nicht überall sein, wenigstens werde ich nicht in jedem Hause unter so einer eingebildeten, verdrehten alten Schachtel zu leiden haben.

Solche und ähnliche respectwidrige Selbstgespräche führte er den größten Theil der Nacht hindurch, bis er endlich einschlief. Aber er erwachte schon nach wenigen Stunden wieder und stand auf. Denn es duldete ihn nicht im Bett.

---

*) Dulde, liebes Herz, schon Hünd'scheres hast du erduldet.

Ja, fort mußte er, und schlimmer konnte er es nicht wohl antreffen. Er hatte schon gelegentlich, wenn Nachbarn zum Besuch kamen, feststellen können, daß das Ehepaar Papupp an Schul- und sonstiger Bildung unter dem Durchschnitt der Landwirthe der Gegend stand.

Als er noch beim Ankleiden war, kam Fritz Papupp herein; er sah eher aufgeräumt als verstimmt aus und begrüßte ihn sehr freundlich.

Guten Morgen, Arnt! wie geht es Ihnen? Sie haben gewiß eine schlechte Nacht gehabt, Sie sehen ja aus wie acht Tage Regenwetter. Ich eile herbei, Sie tausendmal um Entschuldigung zu bitten wegen des abscheulichen Auftritts, dem Sie gestern Abend durch meine Schuld ausgesetzt waren. Aber Sie müssen mich wirklich völlig freisprechen, wie konnte ich so etwas ahnen — nicht wahr? Ich weiß jetzt noch nicht, ob ich lachen oder mich ärgern soll. Muß sie auch gerade hereinplatzen, wie ich von den „Standespersonen“ bei Wendland und dem „Irrrasen“ spreche. Dabei lachte er hell auf.

Sie zürnen mir doch nicht? fuhr er fort, als Arnt immer noch verdrossen schwieg; ich kann doch, weiß Gott, nicht dafür . . . und es thut mir ja herzlich leid . . . . .

Ich habe keinen Grund, Ihnen zu zürnen, denn anzunehmen, daß sie mich absichtlich in eine Falle

gelockt hätten, wäre unsinnig. Andererseits war der Vorfall gestern Abend von peinlichster, widerwärtigster Art und wird, wenigstens für mich, lästige Folgen haben, ich begreife daher nicht — offen gestanden, lieber Papupp — ich begreife nicht, woher Ihnen diese fast freudige Stimmung kommt.

Ich habe mich schon lange mit revolutionären Gedanken getragen; gestern Abend bekam nun meine Geduld durch den schrecklichen Auftritt einen solchen Puff, daß ich sogleich zur Ausführung geschritten bin. Ich habe meiner Mutter deutlich und, wie es ihrem Verhalten gegenüber nicht anders anging, immer deutlicher erklärt, daß ich mit meinem redlich und schwer genug erworbenen Gelde mache, was ich wolle, z. B. auch Bier kaufen könne; daß ferner niemand Anstoß daran zu nehmen habe, wenn ich das so erstandene Bier auch austränke und sogar noch jemand bäte, mir dabei zu helfen. Heute Morgen habe ich meinem Vater erklärt, daß ich die Stelle hier aufgeben und eine andere aufsuchen wolle, und meine Absicht ganz offen damit begründet, daß Mutter mich zu sehr als Kind behandle, daß ich überhaupt meine Volljährigkeit soweit betonen wolle, als ich damit niemand zu nahe trete. Die Revolution ist im vollen Gange und verspricht günstigen Verlauf. Vater steht in seines Herzens Grunde auf meiner Seite. Meiner Mutter gestern Abend über ihr abscheuliches Benehmen Ihnen

gegenüber Vorstellungen zu machen, wäre überflüssig gewesen, es hätte sie nur unnütz erbittert; ich werde das aber heute bei allseits ruhigerem Blut nachholen.

Das wird nicht nöthig sein, Sie können sich und ihr diese Unannehmlichkeit ersparen, ich denke noch heute abzureisen.

Nun, nun, entgegnete Vapupp freundlich besänftigend, Sie kommen vielleicht noch wieder auf andere Gedanken.

Arnt wollte auf diesen Ton nicht eingehen.

Sie wollen also auch fort? fragte er gleichgültig.

Ich? oh bewahre!

Sie sagten doch soeben, Sie wollten sich nach einer anderen Stelle umsehen.

Ein bloßer Schreckschuß, oder nennen Sie es meinetwegen einen diplomatischen Kunstgriff in dieser großartigen revolutionären Katastrophe. Ich bedarf eines „Compensationsobjectes"; ich verlange freiere Bewegung, insbesondere den Wegfall aller Ueberwachung im Hause; wird dies zugestanden, so willige ich demgegenüber ein, zu bleiben. Ich möchte schon nicht fort Fannys wegen — unter uns gesagt, wir haben uns schon ausgesprochen; Sie mögen das auch noch wissen. Und mein Vater wird selber froh sein, wenn ich das mütterliche Joch abschüttle oder wenigstens erleichtere.

Arnt wurde durch das muntere und herzliche Geplauder doch etwas besänftigt.

Ihr Herr Vater ist allerdings ein herzensguter Mann, wie ich mich durch eigene Wahrnehmung schon habe überzeugen können, sagte er nach einem kurzen Schweigen.

Sehen Sie! Wir leben noch ein Jahr zusammen, ganz dieselbe Bemerkung wollte ich eben machen. Und Mutter ist auch nicht so schlimm, wie sie scheint, und wie sie namentlich Ihnen erscheinen muß. Bedenken Sie, daß beide Eltern so zu sagen aus einer andern Welt sind, daß Sie in einer für uns vergessenen Zeit fast ohne alle Erziehung herangewachsen sind. Niemand kann Ihnen verdenken, wenn Sie nach den unerhörten Beleidigungen, denen Sie gestern ausgesetzt waren, dieses Haus meiden möchten; wenn Sie aber alle Umstände berücksichtigen, werden Sie sich vielleicht doch mit irgend einer kleinen Satisfaction begnügen. — — Nun, so etwas muß jeder mit sich selber abmachen; ich will nicht weiter zureden — auf Wiedersehen.

Arnt blieb bei seinem Vorsatz, noch heute aufzukündigen und abzureisen.

Zu seiner Ueberraschung wurde er nach einer Weile ganz wie immer zum Frühstück gerufen; nach dem Vorkommniß des verflossenen Abends hatte er erwartet, daß man es ihm ins Zimmer schicken werde.

Am Frühstückstisch thronte die Frau Oberamtmann mit kalter, strenger Richtermiene und würdigte ihn

kaum eines Blickes. Der Oberamtmann machte ein Gesicht, als ob er heftige Magenschmerzen hätte. Fräulein Obrecht blickte starr vor sich hin in den Teller, Fritz Vavupp „sah nach garnichts aus,“ Karl, der sich bald langweilte, machte schlechte Witze, ohne sich durch die strafenden Blicke der Großmutter stören zu lassen.

Bekanntlich wirken auch geringwerthige Witze in einer Gesellschaft, der eine gezwungene Feierlichkeit anhaftet, fast unwiderstehlich komisch und Fritz konnte ein paar Mal das Lachen nicht zurückhalten, was ihm entrüstete Blicke zuzog.

Als das unerfreuliche Mahl zu Ende war, wandte sich der Oberamtmann stockend an Arnt:

Ich habe mit Ihnen zu sprechen, bitte, kommen Sie mit in mein Zimmer.

Und ich mit dir und das nachdrücklich, dachte Arnt, der durch das Benehmen der Frau Oberamtmann von neuem gereizt worden war.

Der Oberamtmann räusperte sich gründlich, um zu beginnen, aber Arnt kam ihm zuvor. Der Entschluß, zu gehen, hatte ihm seiner Freiheit und damit seinen Stolz und seine Sicherheit wiedergegeben, und von der Erregung des Augenblickes getragen, imponirte er dem alten Herrn durch Ton und Haltung gewaltig.

Ich weiß nicht, ob Ihnen Ihre Frau über den Auftritt von gestern Abend Mittheilung gemacht hat,

ich will denselben mit keinem Worte bezeichnen, er war der Art, daß er mir ein längeres Verweilen in Ihrem Hause nicht gestattet. Ich muß Sie darum freundlichst bitten, mich zum Nachmittagszuge zur Station fahren zu lassen.

Der arme Oberamtmann war ganz verwirrt; ihm war, als hätte er plötzlich einen wildfremden Herrn sich gegenüber, und als höre er etwas Unfaßbares. Wie hatte ihm doch seine Frau gesagt, wie war es doch? Ja: Er sollte Arnt etwas zurechtweisen, jedoch nicht zu grob, damit er nicht wieder so verschüchtert werde. Er sollte ihm sagen, daß er zwar streng genommen seine Stelle verwirkt habe, daß man aber jungen Leuten gegenüber u. s. w.; daß er sich nur vor allen Dingen bei ihr, der Frau, mit ein paar Worten entschuldigen möge. — Und nun — — ja, was war das nun?!

Als der Oberamtmann noch immer schwieg, erhob sich Arnt, um der peinlichen Begegnung ein Ende zu machen:

Ich darf also wohl auf einen Wagen für heute Nachmittag rechnen. Ich will mich jetzt ans Einpacken machen, denn ich habe keine Zeit zu verlieren.

Nein, das geht nicht, fuhr der Oberamtmann erschrocken heraus. Er dachte daran, daß es seiner Frau äußerst unangenehm war, wenn ein Hausgenosse, an den sie sich gewöhnt hatte und an den sie daher

nach ihrer egoistischen Anschauung der Dinge Anspruch zu haben glaubte, aus freier Entschließung, ohne daß sie es verlangte und ohne daß ein anderer zwingender Grund vorlag, seine Stellung im Hause aufgab. Sie empfand das wie eine Beleidigung, und es gab jedesmal ein Ungewitter.

Nein, das geht nicht, sagte er noch einmal kummervoll, als Arnt ihn fragend ansah.

Dieser wurde bei der sichtlichen Verlegenheit des alten Mannes schon etwas sanfter gestimmt:

Was geht denn nicht, Herr Oberamtmann? sie wollen doch nicht behaupten, daß Sie mir keinen Wagen zur Verfügung stellen können? In diesem Fall müßte ich . . .

Ach, davon ist gar keine Rede; aber das geht nicht, meine Frau leidet das nicht.

Was leidet sie denn nicht?

Na, daß Sie so Knall und Fall fort von uns gehen. Sie kann so was nicht ausstehen; bleiben müssen Sie.

Ich bedaure sehr, den Wünschen Ihrer Gemahlin in diesem Falle nicht entgegenkommen zu können. Uebrigens habe ich es nach dem Vorfall von gestern Abend und noch besonders nach den gebrauchten Ausdrücken für selbstverständlich gehalten . . . .

Na ja, unterbrach ihn der Oberamtmann und verfiel jetzt in seine einstudirte Rede, aber in einer

Tonart, die eher entschuldigend als anklagend klang, na ja, Sie hätten kein nächtliches Saufgelage anstellen sollen und Fritzen auch noch verführen. Das paßt nicht in unser Haus und kann nicht geduldet werden, und meine Frau will es durchaus nicht. Sie könnten eigentlich nicht mehr Hauslehrer bei uns bleiben, nachdem Sie sich so betragen haben. Indeß bei jungen Leuten kann das wohl mal passiren, zumal ja auf der Universität die Sitten so verwildert werden. Und meine Frau ist so gut, und wenn Sie sie nur mit ein paar Worten um Entschuldigung bitten wollen, so ist sie ja gleich wieder zufrieden.

Arnt war das Lachen sehr nahe, doch nahm er sich zusammen und sagte ernst:

Sie scheinen zu vergessen, Herr Oberamtmann daß ich Ihnen aufgekündigt habe, und daß es sich nur noch um die Frage handelt, ob Sie mir für heute Nachmittag einen Wagen zur Verfügung stellen wollen.

Der Oberamtmann, hierdurch so jäh wieder in die rauhe Wirklichkeit zurückversetzt, wurde sehr verlegen, rückte in seinem Sessel hin und her, kratzte sich hinter den Ohren, schnäuzte sich, zog die Hosen über den Knieen in die Höhe und wußte durchaus nichts Zweckdienliches vorzubringen. Endlich fiel er wieder in seine alte Gedankenreihe zurück und sagte: Nun, Sie könnten sich doch wohl mit ein paar Worten entschuldigen.

Jetzt mußte Arnt doch lachen: Also, weil die Frau Oberamtmann mich gestern Abend so gröblich beleidigt hat, soll ich mich bei ihr entschuldigen?

Nun ja, warum denn nicht, was ist denn dabei? entgegnete der Oberamtmann ganz naiv in klagenden Tönen.

Arnts Groll war gebrochen. Er dachte jetzt an das, was der junge Vapupp vorhin von seinen Eltern gesagt hatte. Abgehen konnte er ja immer noch; warum nicht noch einen Versuch wagen? Jedenfalls wollte er durch seine ganze Haltung zeigen, daß er Grobheiten nicht mehr einzustecken gedenke, es mochten sich ja dann wohl erträgliche Beziehungen zwischen ihm und den Hausgenossen befestigen.

Herr Oberamtmann, sagte er nach längerem Bedenken, es giebt manches, was mich an Ihr Haus fesselt, besonders ist es mein Schüler, der sich jetzt gut beträgt und erfreuliche Fortschritte macht. Ich bin aber nicht für eine Bedientenstellung erzogen worden und kann Ausbrüche übler Launen mir gegenüber nur in ganz beschränktem Maße gestatten; wenn ich bleiben soll, wie Sie zu wünschen scheinen, muß Ihre Frau Gemahlin mich wegen ihres leidenschaftlichen Ausfalls um Entschuldigung bitten.

Der Oberamtmann wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand. Seine Frau sollte sich entschuldigen — das war ja etwas ganz Undenkbares! Sie, die so

geduldig war, die immer das Aeußerste ertrug um des lieben Friedens willen. Nein, nein, nein — die Welt hatte sich auf den Kopf gestellt.

Er wußte wieder nicht, was er sagen sollte.

Arnt bemerkte dies, wartete eine Antwort nicht ab und verließ das Zimmer.

Der Oberamtmann blieb sehr mißgestimmt zurück. Ungemüthliche häusliche Auftritte waren ihm sehr zuwider, seine Scheu davor war eine der Ursachen, die ihn in die Knechtschaft der Frau gebracht hatten. Daß diese immer Recht hatte, war für ihn in langen Jahrzehnten zum Dogma geworden. Dennoch empörte sich zuweilen der Verstand wie gegen so manches andere Dogma.

Har dei jungen Lür uk nich midden inne Nacht uplur'n brukt, brummte er eben vor sich hin, als sie mit erwartungsvoller Miene eintrat.

Als sie am Abend in der Thür stand, zwar zürnend, aber doch voll freudigen Triumphes im Herzen, war ihr die Ausbeute des Sieges wie ein Blitz durch den Kopf geschossen. Fritz und Doctor Arnt mußten zunächst gedemüthigt werden, besonders Doctor Arnt; denn dieser hatte Fritz verführt, das war selbstverständlich — Immer wenn eines ihrer Kinder etwas that, oder ein Verhalten annahm, das ihr nicht gefiel, war es verführt worden, daran war kein Zweifel. — Wenn gehörige Zerknirschung ersichtlich geworden,

wollte sie Gnade walten lassen, dann aber die Zügel fest in der Hand behalten. Sie war nun freilich durch das feste Auftreten ihres Sohnes etwas stutzig geworden, zweifelte aber nicht, daß er in kühler Morgenstimmung schon wieder anders reden werde; denn einer solchen Missethat mußte die Reue folgen, so verderbt konnten die jungen Leute nicht sein, daß sie verstockt blieben.

Na, fragte sie, bist Du auch zu scharf mit dem Doctor ins Gericht gegangen?

Nee! erwiderte er kurz und ärgerlich.

Hat er Dich denn nicht gefragt, wann er kommen und um Entschuldigung bitten soll?

Nee!

Was hast Du nur, so red' doch, ist Dir denn der Mund zugefroren?

Er will sich garnicht entschuldigen.

Das ist denn doch wirklich die Frechheit weit getrieben. Was hat er denn gesagt?

Du sollst Dich bei ihm entschuldigen wegen Deiner Schimpferei.

Wenn die Frau Oberamtmann mit ihrem Manne unter vier Augen war und in heftige Erregung gerieth, so geschah es leichtlich, daß sie in die liebe und doch so ängstlich gemiedene Muttersprache zurückfiel, die Sprache ihrer Jugend. So entlud sich denn auch das Ungewitter, das der Oberamtmann durch seine Mittheilung heraufbeschworen, in heimathlichen Klängen.

Wua, dei Bengel is ja woll varückt, dei kümmt woll ut'n Dullhus'! Hett ein Minsch sowat hürt! Hest em denn nich glief ute Dör smät'n? Hest em denn nich seggt, dat hei furtst ut'n Hus' möt, wenn hei sik nich schick'n will?

Nee!

Du büst'ne Slapmütz un bliffst ein. Wuarüm hest em denn dat nicht seggt?

Ik bün gornich dortau kam'n dat Mul uptaumak'n, hei hett mi glief upkünnigt; ik sall em hüt Nahmiddag nah're Statschon führ'n lat'n, wenn Du Di nich mit em vadräg'n wist.

Der Frau Oberamtmann war es eigen, daß sie in hochernsten Situationen sogleich ihre Fassung wiederfand — wenigstens behauptete sie es selber von sich. Sie blieb einen Augenblick stumm, dann sagte sie kurz und bestimmt:

Daraus kann natürlich nichts werden.

Der Oberamtmann zuckte die Achseln.

Du weißt natürlich gleich wieder nicht aus noch ein. Es ist gut.

Damit war diese Angelegenheit einstweilen abgeschlossen.

Hast Du Fritzen seine Stelle aufgekündigt? fragte sie dann wieder. Diese Kündigung war ihm vorgeschrieben worden, um den Sohn noch mehr in Verlegenheit zu bringen.

Nee!

Um's Himmels willen, was ist denn nur heute mit dir, so red' doch!

Er hat sie mir aufgekündigt und will auswärts eine Stelle als Volontair oder Halbvolontair annehmen, weil Du ihn zu sehr bemutterst.

Die Situation mußte ihr jetzt doch wohl zu ernst werden, denn sie verrieth wieder lebhafte Erregung und machte ihren aufwallenden Gefühlen in plattdeutschen, keineswegs feinen Wendungen Luft.

Als sie sich ausgetobt und etwas beruhigt hatte, sagte sie grade wie vorhin: Daraus kann natürlich nichts werden.

Der Oberamtmann zuckte wieder die Achseln.

Das ist doch selbstverständlich, daß das nicht geht, wir können ihn doch nicht wieder bei fremden Leuten allen Gefahren der Unsittlichkeit aussetzen, wie in dem Unglücksjahr auf der Universität. Hast du ihm denn nicht gesagt, daß er bleiben muß?

Nee! Er hat mir gesagt, daß er heute noch an Wendlanden schreibt; der weiß ja immer Platz für solche junge Herrn wie Fritz.

Hast Du ihm denn das nicht verboten?

Nee!

Na, dann werde ich es gleich thun. An Wendlanden schreiben, das fehlte noch, was sollt' das wohl heißen!

Wenn er's aber doch thut; er ist ja volljährig.

Das ist ganz egal; ob volljährig oder nicht, er hat seinen Eltern zu gehorchen.

Wenn er es aber nit thut?

Wenn er's nicht thut! Wenn er es aber nicht thut? Na dann, na dann. Na, das fehlte noch, was sollt' das wohl heißen? Dann muß er natürlich doch gehorchen.

Nee!

Was war denn das!? Wandte sich denn heute alles gegen sie? Wollte selbst ihr längst gezähmter Mann widerspenstig werden?

Was hast Du immer „Nee“ zu schreien, was soll das heißen?

Der Oberamtmann zuckte die Achseln.

Sie wußte jetzt nichts mehr anzufangen, wurde daher zu Thränen gerührt und fing an zu jammern.

Was man doch alles an seinen Kindern erleben muß; es ist entsetzlich! Erst die Unglücksgeschichte mit Pfosten. Und nun fängt Fritz an zu saufen und ruinirt seine Gesundheit und seine Moral und vergreift sich an seinen armen Eltern.

Nun, so schlimm ist es doch wohl noch nicht, ließ sich der Mann tröstend vernehmen.

Ja, gerade ist es so schlimm, rief sie wieder sehr heftig aus ihren Thränen heraus. Was Du immer red'st!! Wenn einer erst die Nächte durchsäuft und nicht thun will, was man ihm sagt — was sollt' das wohl heißen?

Der Oberamtmann schickte sich jetzt an, das Zimmer zu verlassen, und wurde nicht mehr zurückgehalten.

Sie hatte nun noch eine stürmische Unterredung mit ihrem Sohn, in der Rührung und heftige Ausfälle abwechselten, zu deren Ende dieser aber erreichte, was er wollte.

Da hatte sie nun ihre schöne Siegesausbeute!! Sie war aber klug genug, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen.

Als Arnt Mittags in das Eßzimmer trat, war er sonderbar aber nicht unangenehm überrascht, ein gegen die Frühstückszeit völlig verändertes Bild zu treffen. Die Frau Oberamtmann war von milder Freundlichkeit, Fräulein Obrecht fast hingebend und sagte ihm zweimal während des Essens eine grobe Schmeichelei; der Oberamtmann benahm sich, als ob seit gestern überhaupt nichts vorgefallen wäre, und Fritz und Karl waren äußerst munter. So blieb es den ganzen Tag und so fing es am folgenden Tage wieder an; eine ausdrückliche Entschuldigung aber erfolgte nicht. Arnt ließ sich an der stillschweigenden Entschuldigung, die ja im Benehmen der Frau lag, genügen und blieb.

Die literarischen Vorträge nahmen ihren Fortgang, und Arnt, der seine Aufgabe völlig beherrschte, und sich Mühe gab, wußte sogar einer so wenig vorgebildeten Zuhörerin wie der Frau Oberamtmann

Verständniß und Aufmerksamkeit abzuringen. Als um diese Zeit ihre Freundin und Nachbarin Frau Witwe Doctor Bahnsen von einer langen Reise auf ihren Landsitz zurückkehrte, faßte sie gegen diese ihr Urtheil über Arnt bei einem Besuch, den sie ihr dort machte, dahin zusammen

Ein hübscher junger Mensch und recht manierlich; auch scheint er für sein Fach gut dressirt zu sein — ein Lieblingsausdruck der Herrn Irrafen —, denn Karl macht gute Fortschritte. Seine Vorträge, von denen ich Ihnen schon sprach, höre ich recht gern; nur ist er nicht wissenschaftlich. Er geht niemals auf den tieferen Sinn ein und spricht immer so, als ob alles so einfach wäre, wie es da steht, und wo möglich noch einfacher.

Frau Doctor Bahnsen lächelte zu diesen Worten sehr freundlich, ebenso ihr schönes, junges Töchterchen.

XVI.

Wie der Kaufmannssohn Ferdinand Bahnsen ein „gebildeter“ Doctor wurde und zum allgemeinen Bedauern vorzeitig starb. Wie es Frau und Tochter nach seinem Tode erging.

Doctor Ferdinand Bahnsen, der früh verstorbene Gemahl der Frau Bahnsen, war der Sohn eines reichen Kaufmanns gewesen, Theilhabers der Hamburger Firma Ulenkop und Bahnsen. Seine Mutter war ebenso bildungsdurstig wie die Frau Oberamtmann, aber auf Grund einer guten Vorbildung mit ganz anderem Erfolg. Sie war in der That eine geistreiche Frau, und nichts war für sie unerquicklicher, als die Gespräche über kaufmännische Geschäfte, die sie so oft anhören mußte. Ihr Mann ging ganz in seinen Berufsgeschäften auf und überließ es ihr gern, ihr einziges Söhnlein ganz nach ihrem Wunsche zu erziehen und zu leiten. So kam es, daß in dem jungen Bahnsen irgend welcher Firmenstolz nicht aufkam; mochte er immerhin Kaufmann werden, aufgehen sollte er in diesem Beruf nach dem Wunsche

der Mutter nicht, er sollte irgend eine bedeutende Stellung erringen in Kunst, Wissenschaft, Literatur oder Politik.

Ferdinand hatte nun aber ganz die Anlagen seines Vaters geerbt und wäre unter dem Einfluß einer anderen Mutter wahrscheinlich ein guter, braver Familienvater und gediegener Kaufmann geworden, wie dieser; so wie es geleitet wurde, bekam sein Leben eine verkehrte Richtung. Schon die Schulklassen zu bewältigen wurde ihm schwer, und es gelang ihm schließlich wohl nur durch die Begünstigung, deren er sich als Sohn eines angesehenen Patriciers zu erfreuen hatte.

Auf der Universität konnte er sich für das studentische Leben nie recht erwärmen; das viele Biertrinken und besonders das Duellwesen waren ihm unheimlich. Aber auch zu dem strengen Fleiß der ernsten Studenten konnte er sich nicht aufraffen; es war doch gar so hart und mühselig, sich in diesen gelehrten Wust hineinzuarbeiten.

So zog er mehrere Jahre, mit einem glänzenden Wechsel ausgestattet, von einer Hochschule zur andern. Seine Mutter erlebte das Ende nicht mehr und starb in der glücklichen Zuversicht, daß alle die glänzenden Träume, die sie an die Zukunft ihres Sohnes knüpfte, sich erfüllen würden.

Dieser ging schließlich nach Gießen und erstand

dort für baares Geld und einige gelehrte Redensarten den Doctortitel in der Philosophie.

Als er eben seine Philosophenqualität amtlich bescheinigt erhalten hatte, gefiel es der Vorsehung, auch seinen Vater mittelst Schlaganfalls aus diesem Leben abzuberufen, und so mußte er denn nothgedrungen in das Hamburger Geschäft eintreten.

Er hatte aber seinen Gießener Aufenthalt noch zu ernsteren und nützlicheren Dingen verwandt, als zur Vorbereitung auf das Doctorexamen, nämlich dazu, in Frankfurter Kaufmannsfamilien, denen er empfohlen war, zu verkehren und sich in ein blutjunges, hübsches und reiches Mädchen zu verlieben, deren Gegenliebe er rasch gewann.

Als er nun aus der windigen Gelehrtenlaufbahn in den soliden Hafen einer opulenten kaufmännischen Stellung eingelaufen war, konnte alsbald die Hochzeit gefeiert werden.

Er war jedoch für den Kaufmannsberuf endgültig verdorben; was er noch an Werthschätzung und Neigung für das Gewerbe aus Hamburg mitgenommen hatte, war ihm in den akademischen Kreisen verloren gegangen. So machte er denn, sobald es anging, sein beträchtliches Vermögen flott und trat aus der Firma aus.

Einen Theil seines Geldes verwandte er dazu, das hübsche Rittergut Lewenhagen in der Nähe von

Quitzow zu kaufen, da er mit seiner Frau die Vorliebe mancher Großstädter für das Landleben theilte.

Hier verlebte er einen Theil des Jahres, die übrige Zeit benutzte er zu Reisen und zu längerem Aufenthalt in großen Städten, stets von seiner Frau und seinem einzigen Töchterchen begleitet.

Da er sich ein „Studierzimmer“ einrichtete und sich häufig in dasselbe „zurückzog,“ so stand er bald in Quitzow und Umgegend in dem Rufe tiefster Gelehrsamkeit, der dadurch nur erhöht wurde, daß er sich mit wissenschaftlich gebildeten Männern wie Aerzten und Beamten nie auf ein wissenschaftliches Gespräch einließ, sondern nur überlegen lächelte, wenn dergleichen aufkommen wollte. Da sieht man wieder, sagte u. A. Frau Oberamtmann Vapupp, wie wirklich gebildete Männer mit solchen Leuten umgehen.

Er war übrigens ein guter Kerl, der seiner Frau auf das treueste anhing; und als ihm sein Töchterchen geboren wurde, nannte er es nach der Mutter Wally und liebte es zärtlich. Seinen Tagelöhnern gönnte er ein menschenwürdiges Dasein, und manchem armen Teufel in der Umgegend half er in Geldverlegenheiten aus der Noth.

So kam es, daß er von vielen Menschen aufrichtig und von seiner Frau tief und schmerzlich betrauert wurde, als er in jungen Jahren den Erkältungen und Anstrengungen einer Jagdpartie erlag, denen sein schwächlicher Körper nicht gewachsen war.

Als aber die Zeit den Kummer gedämpft hatte, hielt es die Witwe nicht mehr für nöthig, eine Gedrücktheit zur Schau zu tragen, die sie in Wahrheit nicht mehr empfand, sondern suchte dem Leben die erfreulichen Seiten abzugewinnen, die es auch ohne einen geliebten Lebensgefährten immerhin noch hat. Indeß erwies sie ihre Anhänglichkeit an den Verstorbenen durch die That, indem sie nicht nach einer neuen Verbindung strebte.

Als ihr Töchterchen geboren worden war, hatte sie noch nicht voll neunzehn Jahre gezählt, so daß sie jetzt, wo es sich den Zwanzigern näherte, eben erst die Mitte der Dreißiger überschritten hatte. Von der häßlichen Eifersucht, die man zuweilen bei jungen Müttern heranwachsenden Töchtern gegenüber findet, war sie völlig frei, wie denn überhaupt keine Spur von Koketterie an ihr zu entdecken war. Sie gab sich schon als ältere Dame und wurde dabei durch ihr Aussehen unterstützt, denn sie war sehr stark geworden und hatte ein rothes Näschen bekommen, was ihr zwar ein joviales Aussehen verlieh, ihren Liebreiz aber nicht erhöhte.

Ihr warmes Herz verlangte danach, sich in Zärtlichkeiten zu bethätigen, und als nun ihr Mann gestorben war, blieb ihr allein noch die Tochter, um sie mit wärmster Liebe zu umfangen.

Da der Unterschied der Jahre verhältnißmäßig ge-

ring war, so gestalteten sich die Beziehungen zwischen ihnen mehr wie die von Schwestern, als wie die unter Müttern und Töchtern. Besonders unter vier Augen waren sie von einer Offenheit und Mittheilsamkeit, die einen Lauscher hätte verblüffen können. So kam es, daß die Tochter Menschen und Dinge mit sehr frühreifem Urtheil betrachtete; aber noch andere Ursachen wirkten dazu mit.

Die Witwe führte das Nomadenleben fort, an das sie während der Ehe gewöhnt worden war. In Wien und Mailand waren ihre beiden Schwestern verheirathet, in Paris hatte sie entferntere Verwandte; in Berlin und London lebten, außer in Hamburg, nahe Verwandte ihres Mannes. In allen diesen Städten und noch in anderen hielt sie sich zeitweilig auf und überall hin nahm sie ihre behagliche, geordnete Häuslichkeit mit und wurde leicht heimisch. Doch kehrte sie immer gern nach Lewenhagen zurück in die eigenthümliche Stille und Abgeschlossenheit eines großen norddeutschen Landgutes.

Was sie in Lewenhagen anzog, ohne daß es ihr klar zum Bewußtsein kam, fand sie in verstärktem Maße in Quitzow. Quitzow war ein alter Rittersitz, sogar von Sagen umsponnen, was selten in jener Gegend vorkommt. Die Unterbauten des alten Wohnhauses mochten tief in das Mittelalter zurückreichen; im Park gab es prächtige, alte Bäume und dunkle

Laubgänge. Was sie anzog, war der Hauch des mittelalterlichen Feudalismus. Er wehte mit dem herbstlichen Abendwinde durch die alten Baumwipfel des Parks in der einsamen Landschaft; er stieg mit den Moderdünsten des schlecht verschütteten Grabens auf, der das feste alte Haus umgab, Schauer der Vorzeit mit sich bringend, die der Menschenbrust eigenthümliche Sehnsucht weckend nach dem unwiederbringlich Vergangenen.

Für diese wehmüthig-wohligen Empfindungen war sie nach dem heitern Genußleben in den großen Städten sehr zugänglich und sie weilte daher oft Tage lang in dem gastlichen Quitzower Hause. Auch die Personen dort waren ihr nicht unangenehm. Der alte tüchtige Oberamtmann war ihrem schlichten bürgerlichen Wesen sympathisch, und an der Frau schätzte sie das gute Herz, das durch alle Thorheiten zuweilen hindurchschien. Diese fand sich durch den Besuch der „schwerreichen", „hochgebildeten" Nachbarin sehr geschmeichelt; selbst durch den Doctortitel, der sonst nach ihrer Vorstellung nur den Stempel der Dürftigkeit gab, schien sie ihr anmuthig verziert.

Als sie nach ihrer im vorigen Kapitel wiedergegebenen Bemerkung über Arnt den Besuch in Lewenhagen beendet hatte, blieben Mutter und Tochter allein.

Auffallend, bemerkte die Tochter, wie die Beschrei-

bung, die Frau Papupp von ihrem Hauslehrer macht, auf einen Privatdocenten Doctor Arnt paßt, den ich im Winter in Berlin beim Schlittschuhlaufen gesehen habe, man könnte meinen, es sei dieselbe Person; aber das ist nicht denkbar, denn jener Herr sollte nicht unbemittelt sein, wird sich also wohl schwerlich um eine so wenig anziehende Stelle wie die in Quitzow bemüht haben.

Ich habe ja nie von diesem Docenten gehört.

Er fiel mir durch seine ansprechende Erscheinung und sein elegantes Laufen auf, und eine Freundin gab mir Auskunft über ihn. Wir hätten ihn übrigens getroffen, wenn wir nicht kurz vor der Abendgesellschaft bei Geheimrath Brumm hätten abreisen müssen.

Oh, es thut mir leid, daß Du mir nichts gesagt hast; so dringend war unsere Abreise nicht, daß wir nicht noch ein paar Tage hätten warten können, und der Herr Docent scheint Dir ja gefallen zu haben.

Doch nicht so, daß ich deswegen noch länger in Berlin hätte bleiben mögen; er hat mir eben gefallen, wie einem jemand nach dem bloßen äußeren Ansehen gefallen kann — wie hundert andere auch.

Es wäre aber an der Zeit, daß Dir einmal jemand besonders gefiele — nun vielleicht nächstens in Hamburg . . . . .

Ach nein, unseren Hamburger Bekannten allen merkt man zu sehr den Kaufmann an.

Das ist doch wirklich eine Thorheit! Als ob ein Kaufmann nicht ein ebenso liebenswürdiger Mann sein könnte wie irgend ein anderer.

Wally schwieg; es war ein alter Streitpunkt berührt worden. Sie hatte ihren Vater fast nie anders als mit einem gewissen Nasenrümpfen über Kaufleute und kaufmännische Geschäfte sprechen hören, und solche ersten Jugendeindrücke verlieren nur sehr schwer ihre Wirkung, besonders bei weiblichen Personen. Dagegen hatte er stets mit großer Hochachtung von den Leuchten der Wissenschaft gesprochen, wohl weil sie Stellungen inne hatten, wie er sie erstrebt aber nicht erreicht hatte.

Wie denkst Du Dir überhaupt Deinen Zukünftigen? begann die Mutter nach einer Weile wieder. Einen Kaufmann willst Du nicht, Officire sind Dir zu aufdringlich, von Gelehrten und Beamten behauptest Du, daß sie mit der Zeit alle etwas schweinsledernes bekommen .... willst Du etwa abwarten, ob sich nicht einer von unseren Krautjunkern hier herabläßt?

Wally lachte: Das wäre noch garnicht so übel; die verstehen wenigstens sich zu amüsiren und sich dabei ein Ansehen zu geben.

Wally!!!

Du weißt ja, daß ich nur scherze. Mir ist eben

bis jetzt noch Niemand begegnet, der mich besonders angezogen hätte. Ich bin doch auch noch sehr jung, weshalb drängst Du nur so?

„Jung gefreit hat noch niemand gereut.“ Mag dieser Spruch auch, auf Männer angewandt, sein Bedenkliches haben, für uns Frauen enthält er viel wahres. Ich war in Deinem Alter längst verlobt .....

In diesem Augenblick wurde das Gespräch durch das Rollen eines vorfahrenden Wagens unterbrochen. Wendland mit Frau und Töchtern machte seinen Besuch.

Die reiche Frau Bahnsen und ihre hübsche Tochter waren in der ganzen Gegend sehr beliebt, besonders wegen des Frohsinns den sie in sich trugen und daher auch leicht um sich verbreiteten. Ihre Anwesenheit in Lewenhagen hatte immer eine starke Steigerung des geselligen Verkehrs zur Folge.

XVII.

Ein Scheusal zeigt sich zum ersten Mal. Doctor Arnt erscheint unverschämt, nnd Wally Bahnsen benimmt sich auffallend. Ein Husarenlieutenant verräth Hang zum Philosophiren.

Die Gesellschaft, die sich in Quitzow zuweilen zusammenfand, war ganz ähnlich so zusammengesetzt wie diejenige, die Arnt im Hause seines Onkels August öfters getroffen hatte. Die Familie eines Gusbesitzers Scheel hob sich indeß scharf und recht ungünstig von den anderen ab. Beim ersten Anblick erinnerte Scheel durch sein plumpes, selbstbewußtes Auftreten etwas an den Onkel. Onkel August war aber ein harmloser Mensch im Vergleich zu diesem rohen, wüsten Gesellen. Forderte Onkel August durch sein Benehmen unabhängige Leute von bessererer Erziehung zum Spott heraus, so konnte Scheel durch sein Aussehen, sein Thun und Sprechen nur Scheu oder wenigstens Mißbehagen ähnlicher Art hervorrufen.

In den unteren Ständen munkelte man, daß er einen feurigen Drachen zu seiner Verfügung habe, der

ihm sein vieles Geld des Nachts durch den Schornstein hereinbrächte — mancher wäre bereit gewesen, zu beschwören, daß er diesen Drachen schon gesehen habe — daß er in finsteren, stürmischen Nächten buhlerische Wesen übernatürlicher Art in sein Haus zaubere und ähnlichen Unsinn. In den besser unterrichteten Kreisen wußte man, daß er von brennender Habgier, ein rücksichtsloser Ausbeuter seiner Mitmenschen und zugleich trotz seiner grauen Haare, ein arger Wüstling war.

Er sprach wenig und starrte oft lange mit seinen stechenden, grauen Augen vor sich hin; wenn er aber sprach, so sprach er mit Klarheit und Sachkenntniß. Er hatte in der Schule auch nicht mehr gelernt als seine gleichalterigen Berufsgenossen, aber er hatte sich Zeit seines Lebens über das, was seinem Verständniß zugänglich war, gründlich unterrichtet und mit Erfolg darüber nachgedacht, und sprach nie über Sachen, die seinem Verständniß unzugänglich waren. Selbst seine Sprache war im Vergleich zu der seiner Altersgenossen eine feine und abgeschliffene zu nennen.

Ueber die Schwächen seiner Mitmenschen, auch über solche, an denen er selber litt, und besonders wenn es sich um jüngere Personen handelte, urtheilte er mit nachsichtsloser Schärfe; in heftige Erregung gerieth er aber nur, wenn er auf die Verhältnisse der Arbeiter und Dienstboten zu sprechen kam. Onkel

August war gegen seine Leute auch nach Kräften hart und ungerecht gewesen, wenn sie ihm entgegenzutreten wagten, sonst aber hatte er ihnen gern ein erträgliches Leben gegönnt; dem Gutsbesitzer Scheel erregte aber gerade das die Galle, daß er sie nicht wie das liebe Vieh halten und behandeln konnte. Wäre er ein paar Menschenalter früher auf die Welt gekommen, so wäre er gewiß ein erbarmungsloser Frohnherr geworden, unter dem Stock und Peitsche grausam gewüthet hätten. Durch lieblose und ungerechte Behandlung der Arbeiter hatte er es dahin gebracht, daß er höheren Lohn bezahlen mußte als seine Nachbarn und doch nur die schlechtesten Leute bekam, die anderswo nicht leicht mehr angenommen wurden.

Er war in zweiter Ehe verheirathet. Sein einziger Sohn aus erster Ehe bewirthschaftete schon ein eigenes Gut. Dieser war unverheirathet, ein finster verschlossener Mensch, der mit niemandem verkehrte; Arnt hatte ihn nur einigemal gesehen, wenn er in Geschäftsangelegenheiten nach Quitzow kam. Das Elternhaus, in dem jetzt seine Stiefmutter wohnte, die um ein paar Jahre jünger war als er, betrat er nie.

Diese ärmste aller zweiten Frauen, die noch im Anfange der Dreißiger stand, mußte schön gewesen sein; sie sah aber so leidend, so verwelkt, so theilnahmlos aus, daß nicht leicht jemand ihre verdunkelte Schönheit beachtete.

Arnt war einmal ihr Tischnachbar gewesen, hatte ihr aber nur mit Mühe einige Worte entlocken können; und dabei that sie so scheu, als ob sie sich vor dem Schall ihrer eigenen Stimme fürchtete. Er war geneigt, sie für gestört, dem Blödsinn nahe zu halten, kam aber auf andere Gedanken, als er sie einmal in der Einsamkeit in dem weitläufigen Park überraschte. Er war in ein Gebüsch getreten, um nach einem Vogelneste mit Jungen zu sehen, das er entdeckt hatte. Von dort aus konnte er, ohne bemerkt zu werden, eine Bank übersehen, auf der Frau Scheel sich niederließ. Sie starrte lange vor sich hin und ihr Gesicht verzerrte sich in erschreckender Weise, wie von einem tiefen, scharfen Schmerz, einem Schmerz, dem die Thräne versagt ist, der nur in einem wilden Aufschrei sich hätte Luft machen können. Von da ab konnte er ihrer nur mit Mitleid gedenken und des Gemahls nur mit leichtem Grauen. Es gingen auch allerlei Redensarten über das Ehepaar um, aber etwas thatsächliches hörte er nie und nachfragen mochte er nicht, wahrscheinlich hätte er aber auch dann nichts erfahren, weil wohl niemand etwas Greifbares wußte.

In ganz anderer, lichter Weise hoben Frau Doctor Bahnsen und ihr hübsches Töchterchen sich von der Quitzower Gesellschaft ab. Ihr glücklich heiteres Wesen stand im Einklang mit ihren äußeren Glücksumständen. Reichthum und Weltkenntniß hatten ihre

Herzen nicht verhärtet. Sie sahen nicht hochmüthig auf weniger Wohlhabende herab und waren andererseits frei von der Schwäche, Leute, die sich wegen ihrer Geburt oder ihrer Stellung vornehmer dünkten als sie, um die Unterlagen ihres Dünkels zu beneiden. Vielleicht kam es daher, daß ihr Reichthum nicht mit so giftigem Neide betrachtet wurde, wie es sonst wohl, besonders von „vornehmer" Seite, geschieht.

Doctor Arnt war in der Hauslehrerzeit schon so weit heruntergekommen, daß er an einem so reizenden Geschöpf wie Wally Bahnsen keine reine Freude mehr hatte; seinem erschütterten Selbstgefühl erschien sie als zu hoch über ihm stehend. Noch vor einer kurzen Reihe von Monaten hätte er sich ihr gegenüber ganz gleichberechtigt gefühlt, denn Geld imponirte ihm um so weniger, als er von Kindheit auf das lächerliche Protzenthum des Onkel August vor Augen gehabt hatte.

Wally hätte aber einem noch weit gebeugteren Muthe als dem Arnts aufzuhelfen vermocht. Sobald sie nur einmal Gelegenheit gefunden hatte, etwas länger mit ihm zu sprechen, war auch seine Befangenheit beseitigt. Er glaubte ihre Freundlichkeit nicht bloß auf Höflichkeit zurückführen zu müssen, es lag in ihrer Sprache und ihrem Benehmen etwas, wodurch sie zu verrathen schien, daß sie auch vor seiner bescheidenen Stellung Achtung hege.

Zur Unterhaltung sowohl mit der Mutter wie mit der Tochter hatte er reichliche Gelegenheit, denn sie weilten oft mehrere Tage hintereinander in Quitzow. Auch der Mutter gegenüber vorlor sich die leichte Befangenheit, die in Folge seiner gedrückten Stellung über ihn gekommen war, sehr schnell. Sie gewahrte bald, daß sie in Arnt einen Mann von anderen Eigenschaften vor sich hatte, als sie bei den jungen Landleuten und Officieren der Gegend zu finden gewohnt war, und bevorzugte ihn etwas im Verkehr. Frau Oberamtmann war nicht wenig überrascht, als Frau Bahnsen sie eines Tages bat, sie möge doch Doctor Arnt veranlassen, bei ihr Besuch zu machen — ihr „Candidat“ bei der schwer reichen, hochgebildeten Frau Doctor Bahnsen! — unjlaublich!

Bald mußte er einmal in Lewenhagen einen ganzen Tag verbringen, wo zwei flotte junge Kaufleute, entfernte Verwandte, zum Besuch gekommen waren. Es war ein reizender Tag, feuchtfröhlich wie nur je einer in der Studentenzeit. Grau in grau erschien ihm am andern Morgen das Quitzower Haus mit seinen Bewohnern und seine eigene armselige Thätigkeit darin.

Als er sich ankleidete, hörte er im Hof den Oberamtmann schreien, als ob er am Spieß stäke. Er erschrak nicht darüber, er wußte, daß es sich nur um irgend ein kleines Versehen in der Wirthschaft

handle. Gleichzeitig ertönte es friedlich unmittelbar unter seinem Fenster: „Meine Tochter, die Irrräfin!“; Frau Oberamtmann ging dort mit der Obrecht ruhig vorüber, unbekümmert um das Toben des Herrn Gemahls, der sich durch die kräftige Lungen- und Gallenerschütterung nur gute Eßlust zum Frühstück sammelte.

Widerlich! murmelte er; dann dachte er an Wally und seufzte: Ach ich armer Kerl! Das Geld, das Geld, das leidige Geld! Wenn nur Onkel August . . . . .

Die gute Aufnahme, die er bei Frau Doctor Bahnsen fand, der reichsten Frau weit und breit, hob ihn übrigens in der Achtung nicht bloß bei Frau Oberamtmann Vapupp, sondern in der ganzen Gegend. Frau Wendland — Herr Wendland kam in solchen Fragen nicht in Betracht — hatte seinen Besuch lange unbeachtet gelassen, jetzt schien es ihr, daß das nicht länger wohl angehe. Da nun die Zeit herannahte, in der in Wonkow alljährlich eine größere Tanzunterhaltung veranstaltet wurde, so erhielt mit der Familie Vapupp auch Arnt eine ausdrückliche Einladung. Er schwankte, ob er folgen sollte, weil Frau Oberamtmann ihm allzu nachdrücklich die ungeheure Ehre vorhielt, die ihm widerfahren sei; schließlich aber widerstand er doch nicht der Lockung, einmal wieder andere Gesichter zu sehen, und sagte zu.

Die Gesellschaft, welche sich in Wonkow versammelte,

war wesentlich anders zusammengesetzt als die Quitzower und stand, wenigstens was die älteren Mitglieder angeht, auf einer höheren gesellschaftlichen Stufe. Leute wie Oberamtmann Vapupp und Gemahlin wären dort sehr aufgefallen, wenn man nicht seit lange an sie gewöhnt gewesen wäre. Sie waren dort die einzigen Vertreter eines untergehenden Geschlechtes von „Oekonomikern", wie Reuter sie schildert. Man begegnete den wohlhabenden und angesehenen alten Leuten im Allgemeinen mit Achtung, nur etwa der eine oder der andere jüngere Lieutenant hielt es für angebracht, seiner Unterhaltung und seinem Benehmen ihnen gegenüber etwas Spott beizumischen, da sie doch gar so tief an Bildung unter ihm standen.

Die Officiere hatten in diesem Kreise ein gesellschaftliches Uebergewicht, das dem unglaublich erscheinen wird, der die Gegend nicht aus eigener Anschauung gründlich kennt. Wally Bahnsen war immer wieder befremdet und mußte sich jedes Jahr von Neuem an diese wunderliche gesellschaftliche Verschiebung gewöhnen.

Am schärfsten trat dieses Uebergewicht beim Tanzen nach dem Abendessen hervor. Wirklich beglückt waren die jungen Mädchen nur, wenn so ein bunter Herr sie im Arm hielt; junge, wohlhabende Landleute mit guten Aussichten, die doch nach Wally Bahnsens spießbürgerlichen Ansichten die meiste Be-

achtung verdient hätten, standen weit zurück. Nun gar erst der Hauslehrer Doctor Arnt!!

Trotz seines interessanten und hübschen Gesichts, seines schönen Wuchses, seiner untadelhaften Kleidung mußte er bald bemerken, daß er ein sehr unwillkommener Tänzer war, daß die Damen lieber in der Hoffnung auf einen uniformirten Tänzer ein wenig sitzen blieben, „Petersilie pflückten", als daß sie ihn als Lückenbüßer annahmen. Auch von den jungen Männern, die zum Theil auch in Quitzow verkehrten und ihm sonst freundlich begegnet waren, wagte heute Niemand, sich ihm intim zu nähern, so sehr standen sie unter dem Druck der Haltung der Officiere. Unter diesen munkelte man wohl nicht mit Unrecht, daß Lieutenant Arnt, der doch so gern in Wonkow verkehrte, nur fortgeblieben sei, weil er fürchtete, mit seinem älteren Bruder zusammenzutreffen.

Weibliche Geringschätzung wirkt immer bedrückend auf einen jungen Mann, selbst auf einen von verhältnißmäßig so großer Weltkenntniß und Abhärtung, wie Arnt sie hatte.

Wenn er jetzt an die Abende in Berlin dachte, konnte er sich bei aller Selbstbeherrschung eines weichlichen, wehmüthigen Gefühles nicht erwehren.

Selbst ihm erschien die Stellung und das Auftreten der Officiere befremdlich, ihm, der von Berlin

her doch gewiß an eine hinlänglich hohe Stellung dieses Standes gewöhnt war.

Die Kälte, welche die Damen im Allgemeinen den bürgerlich gekleideten Herren entgegenbrachten, schien selbst den Verkehr zwischen Fanny Wendland und Fritz Vapupp zu berühren. Nicht die geringste Wärme war in der Haltung dieser beiden jungen Leute zu erkennen, und doch wußte er, daß sie eine der wichtigsten, das Gefühl am tiefsten erregenden Entscheidungen, die das Leben kennt, eines für den andern getroffen hatten.

Er wollte schon tief verstimmt den Saal verlassen, als er bemerkte, daß Wally Bahnsen, einen Augenblick ohne Tänzer, ihn sehr freundlich anblickte. Er glaubte sie zu verstehen, eilte auf sie zu und forderte sie zum Tanz auf. Sie nickte ihm heiter zu, und er tanzte mit ihr, so lange es irgend schlicklicherweise anging. Sobald er sie losgelassen und sie sich gesetzt hatte, stürzte Lieutenant Hallbauer in Hast auf sie loß, sah Arnt mit einem Blick an, aus dem etwa zu entnehmen war: Mensch, was fällt Ihnen ein, sind Sie denn nicht recht gescheit! verbeugte sich, etwas wie eine Entschuldigung murmelnd, vor Wally und sauste mit ihr davon. Die reiche Erbin war den ganzen Abend umstürmt, umlagert, umlauert von den Officieren. Daß Arnt sie einen Augenblick unbeachtet gefunden hatte, lag darau, daß gerade mehrere Herren

im Nebenzimmer über die Ausführung einer Quadrille beriethen. Während des ganzen übrigen Abends wäre es für einen Civilisten unmöglich gewesen, an sie heranzukommen, auch machte wohl keiner den Versuch.

Schon nach diesem Tanz mit der Bahnsen stand bei den Officieren von Hallbauers Gattung fest, daß Arnt ein „unverschämter Kerl" sei, der bei der nächsten passenden Gelegenheit scharf in seine Bedientenstellung zurückverwiesen werden müsse; sie sollten aber noch ganz anderes erleben.

Spät am Abend wurde eine Damenpolka bestimmt, ein Tanz, bei welchem in Umkehr der gewöhnlichen Ordnung die Damen die Herren aufforderten. Diese außer in Cotillontouren nicht überall gebräuchliche, kitzlige kleine Abwechselung wurde in Wonkow fast jedesmal durchgeführt, wenn getanzt wurde. Es war Sitte, daß bei dieser Gelegenheit alle nur einigermaßen tanzbaren Herren in den Saal traten, um als fleißige und beliebte Tänzer durch Aufforderungen ausgezeichnet oder im andern Fall durch Uebergehen bestraft zu werden. So war denn auch Arnt mit dem Husaren-Lieutenant Freiherrn von Sohlbeck, mit dem er rasch bekannt geworden war, eingetreten. Die Officiere standen erwartungsvoll, die Musik hub an, aller Augen richteten sich gespannt auf Wally Bahnsen. Wer mochte wohl der Beneidenswerthe sein, den sie zuerst durch ihre Huld auszeichnete.

An die Civilisten dachte Niemand.

Sie erhob sich, schritt auf die Officiere zu, an ihnen vorüber und reicht Arnt die Hand.

Allgemeine Entrüstung, als sie mit ihm dahinschwebte. Jetzt fand auch der bessere Theil der Officiere Arnt ein wenig unverschämt: Der Kerl hat auch noch die Frechheit, gut zu tanzen, brummte einer.

Wally hatte den auffallenden Schritt weniger gethan, um Arnt persönlich auszuzeichnen, als um den Offizieren zu zeigen, daß es außer ihnen denn doch noch andere Herren im Saal gäbe, und Arnt war der einzige Civilist, der dazu gekommen war, mit ihr zu tanzen, es war also noch am wenigsten auffällig, wenn sie diesen aufforderte.

Arnt hatte nach dem ersten Tanz mit ihr den Saal verlassen. In der Thür traf er mit Lieutenant von Sohlbeck zusammen: Sie scheinen sich aus dem Tanzen auch nicht viel zu machen, lieber Doctor,redete dieser ihn an.

Arnt fühlte sich seiner gedrückten Stellung und Stimmung entsprechend durch diese herablassende Anrede geschmeichelt und erwiderte mit einem Lächeln, das unbefangen sein sollte, aber fast trübselig ausfiel: Ich tanze recht gern, aber es scheint, daß man sich aus mir nicht viel macht, und ich will deshalb lieber nicht lästig fallen.

Wohl gar nicht möglich, entgegnete Sohlbeck etwas spöttisch. Dann klemmte er sich ein Glas ins Auge und sah auf die Tanzenden.

Ein merkwürdiges Vergnügen, dieses Tanzen. Sehen Sie einmal dort Lieutenant Hallbauer, ich möchte wohl wissen, mit was der seine Damen unterhält.

Mir scheint, entgegnete Arnt, daß es auf die Unterhaltung nicht wesentlich ankommt. Die Paare tanzen mit einander, sitzen und stehen bei einander und fühlen sich wohl dabei; was dazu gesprochen wird, ist fast gleichgültig.

Sohlbeck ließ das Glas aus dem Auge fallen und sah Arnt ins Gesicht. Die Bemerkung gefiel ihm ausnehmend, aber er war überrascht, sie von einem Mann wie Arnt zu hören.

Sie scheinen etwas von der Welt zu kennen, sagte er.

Das mag wohl sein, entgegnete Arnt traurig; ich war nicht immer in so gedrückter Stellung wie jetzt.

Ach! stieß Sohlbeck kalt heraus, klemmte das Glas ins Auge und blickte wieder auf die Tanzenden.

Als Arnt aber jetzt fortging, wandte er sich plötzlich um und schloß sich ihm an.

Kommen Sie, Doctorchen, wir wollen ein Glas Bier trinken; es ist gräßlich langweilig hier.

Sohlbeck paßte nicht recht in den Wonkower Verkehrskreis. Seine Eltern waren reich, adelsstolz und abweisend und hätten Verkehr mit einer Familie wie

die Wendlands zu keiner Zeit angenommen. Es wunderte sich daher auch mancher, daß der Sohn dieses Haus aufsuchte, seine Kameraden aber wußten die Erklärung dafür. Er hatte eines Tages auf einem Dampfschiff bei Warnemünde die schöne Fanny Wendland kennen gelernt und sich Knall und Fall in sie verliebt. Er besaß aber zu viel Vorsicht und Selbstbeherrschung, um sogleich der ersten Regung nachzugeben. Trotz aller zur Schau getragenen Kälte war er so unbescheiden, eine wirklich glückliche Häuslichkeit anzustreben, und er wußte, daß diese einem Manne, wenigstens einem Manne von Herz, nur eine Frau bieten kann, die ebenfalls dergleichen hat. Er wollte daher die Schöne erst näher kennen lernen, nahm zu dem Zweck Urlaub, ließ sich bei Wendland einführen und verkehrte eifrig in seinem Hause, wozu die Jagd bequemen Vorwand bot. Selbstverständlich kamen Mutter und Tochter ihm sehr entgegen. Er bemerkte aber, daß Fräulein Wendland wohl vollauf bereit war, sich in seinen Namen und seine Lebensstellung bis über die Ohren zu verlieben, daß sie aber kalt war wie Eis, daß sie von denjenigen Gefühlen, die man gewöhnlich unter der Bezeichnung „Herz" zusammenfaßt, garnichts besaß, und daß er persönlich ihr so gleichgültig war wie irgend ein anderer Mensch. Als er diese Entdeckung gemacht hatte, war er auch von seiner Leidenschaft geheilt und konnte seinen

Kameraden auf ihre Sticheleien in gewohnter Weise dienen, wie: Ich weiß nicht, was Ihr wollt, ich bin durchaus nicht für diese ungebräuchlichen Ehen — ganz gegen meine Grundsätze! Immer pur sang, meine Herren; ich reite ja auch nur Vollblut.

Er trug aber gutmüthige Höflichkeit im Herzen, die er nur gern hinter spöttischen Redensarten versteckte. Deshalb mochte er den einmal angesponnenen Verkehr in Wonkow nicht in verletzender Weise abbrechen; um so weniger, als er für Frau Wendland, eine wirklich hochstehende Dame, aufrichtige Freundschaft empfand.

Die Herren, die er in Wonkow traf, waren ihm größtentheils unangenehm, besonders Infanterieofficiere von der Spielart Hallbauer, und er wußte sie oft mit halbverstecktem Hohn, für den er nicht zu fassen war, schwer zu ärgern. Auch Lieutenant Arnt konnte er nicht leiden; dieser wußte sich aber zu wehren, wenn er ihn versteckt oder offen angriff, und deshalb ließ er ihn in Ruhe.

Gegen engbefreundete Regimentskameraden sprach er sich zuweilen unumwunden aus: Ich kann diese Menschen nicht leiden, die so garnichts haben, worauf sie fußen, weder Geburt noch Erziehung noch Vermögen; denen der bunte Rock nun alles ersetzen muß, Familie, Erziehung und Reichthum, und denen er einen hohlen, unberechtigten Dünkel einflößt. Was

hat denn eigentlich Hins Müller, der vielleicht nur Officier geworden ist, weil er zu beschränkt oder zu träge war, um die Schule durchzumachen, vor seinem Bruder Kunz Müller voraus, der gewissenhaft seine Studien gemacht hat und etwa Geistlicher oder Arzt geworden ist.

Es muß hier bemerkt werden, daß er Infanterieofficiere anderer Gegenden nicht kannte, in denen sie sich meistens zu liebenswürdigen Leuten entwickeln.

Da er seine Gesinnungen nur halb versteckte, so war er in der Infanteriegarnison gefürchtet, gehaßt, beneidet, alles, nur nicht beliebt. Daher war er auch in der Wonkower Gesellschaft vereinsamt; aber auch schon der Umstand, daß er Doctor Arnt so auffällig zurückgesetzt sah, bestimmte ihn, sich ihm zu nähern.

Sie sehen recht unzufrieden aus, lieber Doctor, begann er die Unterhaltung beim Bier, Sie sind sicherlich Demokrat.

Ich bin allerdings unzufrieden und habe leider Grund genug dazu, aber ich mache die menschliche Gesellschaft nicht für meine Leiden verantwortlich, ich bin conservativ.

Ach! da gehen Sie ja noch über mich hinaus, ich bin beinahe nationalliberal; oder vielmehr mein Vater ist es, ich habe gar keine ausgeprägte politische Richtung.

Als Arnt bedrückt schwieg, erwachte seine Gutmüthigkeit, und er fragte theilnehmend:

Sie sagten, Sie hätten sich früher in besserer Lage befunden; welche Stellung nahmen Sie denn früher ein?

Ich erstrebte einen Lehrstuhl an der Hochschule und war nahe daran, mein Ziel zu erreichen.

Ach! dann sind Sie allerdings vom Pferd auf den Esel gekommen, da Sie einer der angenehmsten Civilstellungen entgegengingen, die es überhaupt giebt. Wie ist denn das zugegangen?

Mir wurden die Geldmittel entzogen.

Es ist also wohl Ihrer Familie ein Unglück zugestoßen.

Das nicht, aber ein reicher Onkel, der mir, übrigens ohne daß ich es wußte, hinlänglich Geld hatte zufließen lassen, entzog es mir plötzlich.

Das ist ja ein merkwürdiger Onkel! Haben Sie denn jetzt gar keine Hoffnung mehr, Ihr Ziel noch zu erreichen?

Welcher Bedrängte hätte keine Hoffnung! Wenn ich aber meine Lage klar ins Auge fasse, muß ich mir gestehen, daß nur ein glücklicher Zufall mir meine früheren Aussichten zurückgeben kann.

Und mit Bitten mögen Sie sich an Niemand wenden?

Nein.

Auch an jenen Onkel nicht, der doch wohl zu erweichen sein müßte?

An den zu allerletzt, entgegnete Arnt mit Schärfe.

Und doch waren Sie gewiß an ein flottes Leben gewöhnt. Sie haben Schmisse, waren Sie activ?

Wenigstens sozusagen. Ich war officieller Conkneipant bei den Märkern.

Ei, ei! da sind wir ja Cartellbrüder; dies ist wirklich interessant! Was man nicht alles erlebt; die Welt ist doch zu wunderlich. Wie, um des Himmelswillen, kommen Sie denn aber in diese Lage?

Ich sagte es Ihnen ja schon. Das Geld ist mir ausgegangen.

Ja, ja, richtig! Fatales Pech.

Sagen Sie, lieber Arnt, begann er wieder, nachdem er sich eine Weile über Hochschulen mit ihm unterhalten hatte, Sie meinten vorhin, daß Sie nur noch auf glückliche Zufälle hoffen könnten; glauben Sie an keine höhere Macht, die unsere Geschicke leitet?

Ich kann wohl sagen, daß ich nicht glaube, und hinzufügen, daß ich auch nichts weiß. Man thut, wie mir scheint, am besten, sich über Dinge den Kopf nicht zu zerbrechen, die unserer Erkenntniß unzugänglich sind.

Sie sind also entschlossener Atheist?

Was soll ich darauf antworten? Es giebt ja sehr viele, die sich Atheisten nennen und ihren lieben Gott aus der Kinderstube noch lange nicht verdaut haben; zu diesen gehöre ich jedenfalls nicht. Aber der kleine, sehr menschenähnliche biblische Gott, besonders der des

Alten Testaments, erscheint mit dem Wissen unserer Tage gemessen fast lächerlich. Wenn wir uns andererseits die undenkbaren Entfernungen zu vergegenwärtigen suchen, die die zahllosen Welten trennen, die undenkbaren Zeiträume des Entstehens und Vergehens, dieses unbegreifliche Weltall, von dem ein milliontel Bruchtheil unser Fassungsvermögen übersteigt, und dazu ein Wesen, das dieses millionenfach Unfaßbare mit bewußten Zwecken geschaffen hat und leitet, so schrickt unser winziges Menschenbewußtsein zurück, so erscheint die ganze Menschheit mit ihren Leiden nicht von eines Staubkornes Bedeutung. Zu einem so undenkbaren Etwas kann man nicht hoffen und beten.

Sie sprechen also den bestehenden Religionen allen Werth ab?

Nein, ich erkenne ihnen einen großen Gebrauchswerth zu für den allergrößten Theil der Menschen, wie sie heute sind. Ich halte es für viel besser, wenn die Aermsten der Armen in ihrer Noth sich an einen, wenn auch vielleicht nur eingebildeten, Gott zum Trost und Erquickung wenden, als wenn sie die wirklich vorhandene Schnapsflasche darum angehen, wenn die höher stehenden ....

Er brach jäh ab, er hatte sich wieder einmal in Wärme hineingeredet, seine Lage vergessen und glaubte jetzt ein spöttisches Zucken um Sohlbecks Lippen zu

bemerken. Er war davon bis ins tiefste Herz hinein erkältet; er fürchtete eine jener faden Redensarten, die der Unwissende oder Gedankenlose oft mit solcher Frechheit anbringt, um sich einen Anschein von Ueberlegenheit zu geben.

Was ist Ihnen? Warum sprechen Sie nicht weiter? fragte Sohlbeck.

Oh, ich hatte einmal wieder meine Lage vergessen und will mich zurückziehen, ehe ich den üblichen Fußtritt erhalte.

Ich begreife Sie nicht, lieber Arnt, das Unglück macht sie empfindlich und ungerecht. In Ihnen kämpft der hoch und glücklich strebende Jünger der Wissenschaft mit dem armen Teufel von Hauslehrer; hüten Sie sich, daß der arme Teufel nicht die Ueberhand gewinnt. Womit kann ich Sie nur verletzt haben?

Ich glaubte zu bemerken, daß Sie meine Reden spöttisch belächelten.

Also ein Zucken der Lippen. Nein, mein Lieber, so empfindlich dürfen Sie nicht sein, dann bleibt der glückliche Zufall, auf den Sie hoffen, ganz gewiß aus. Sie haben durch den jähen Schicksalswechsel die Selbstachtung verloren, sonst hätte ein solcher Verdacht gar nicht in Ihnen aufkommen können. Ich glaube, man muß Ihnen etwas mit Schmeichelei unter die Arme greifen. Sie sind ein hübscher Kerl, wenn Sie es noch nicht wissen sollten, versuchen Sie doch einmal Ihr Glück bei den Frauenzimmern.

Arnt war durch diese herzliche Freundlichkeit gerührt, doch konnte er sich glücklicherweise beherrschen und sagte lächelnd: Ja, wenn ich in Ihrer Lage wäre, Herr von Sohlbeck.

Ach was! Die Frauenzimmer sind nicht überall so verrückt wie hier; versuchen Sie nur einmal anderwärts Ihr Heil, in einer anderen Gegend, einer großen Stadt. Uebrigens lasse ich Sie von unserem höchst anziehenden Gesprächsstoff noch sobald nicht los, unsereiner hat nur selten Gelegenheit zu einer solchen Unterhaltung. Sie sagten, Sie hielten das Bestehen der Religion für nützlich, wie glauben Sie denn aber, daß sie bei unseren Zuständen dem Volke erhalten bleiben kann?

Jetzt traten Hallbauer und einige Gesinnungsgenossen in das Zimmer, in dem die beiden bisher allein gewesen waren, die Arnt in der ausgesprochenen Absicht suchten, ihn „anzuekeln.“ Sie setzten sich zwar, da sie ihn aber in lebhafter Unterhaltung mit dem gehaßten und gefürchteten Sohlbeck sahen, der sie mit keinem Blick beachtete, so gingen sie bald wieder fort, die Ausführung ihres schönen Vorhabens auf eine günstigere Zeit verschiebend.

Wirklich auffallend, bemerkte Hallbauer, was dieser Sohlbeck für plebejische Angewohnheiten hat. Läßt er sich da von einem solchen Menschen seine Schulweisheit auskramen und thut so, als ob er sich für das

Zeug interessirt. Das geschieht aber blos wieder, um uns zu ärgern; es soll so aussehen, als ob er sich aus so einem Kerl mehr macht als aus uns.

Man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen für Arnt diese Herren von Wonkow abreisten, als sie später noch seine Auszeichnung durch Wally Bahnsen erleben mußten, ohne Gelegenheit zu finden, ihn seine „Unverschämtheit“ entgelten zu lassen.

XVIII.

Doctor Arnt verliebt sich, was ihm sehr schlecht bekommt. Das bunte Tuch. Die „richtige“ Liebe.

Als Arnt bei Beginn des Tanzes jene betrübenden Wahrnehmungen machen mußte, hatte er sich so verstimmt gefühlt, wie nur je in den schlimmsten Tagen in Quitzow; das freundschaftliche Gespräch mit Sohlbeck hob ihn aber und als dann Wally Bahnsen ihn durch ihre Gunst ausgezeichnet hatte, wurde er so glücklich und heiter wie in den besseren Zeiten, die hinter ihm lagen. Diese Stimmung blieb auch, als Wein- und Tanzlust verraucht waren. Neu war das in ihm, daß seine Gedanken über sich immer eine Beziehung suchten zu einer anderen Person, zu Wally. Nein, der arme Teufel sollte nicht die Oberhand in ihm gewinnen. An eine Heirath mit einem Mädchen wie die Bahnsen konnte er nicht denken, wohl aber konnte er nach besten Kräften für ihre Unterhaltung sorgen, sich um ihre Freundschaft, ihre Gunst bemühen, es war das sogar seine Pflicht nach der großen Güte, die sie für ihn gezeigt hatte.

Dabei nahm er sich vor, auf das Peinlichste Acht zu geben, daß er nicht aufdringlich erscheine, daß nicht der Verdacht in ihr aufkommen könne, als habe er Dreistigkeit genug, nach ihrer Hand zu streben.

Wie die Engländerinnen und viele Mütter in Deutschland fand Frau Doctor Bahnsen nichts Arges darin, wenn ihre Tochter zeitweilig mit einem Manne allein war; Gelegenheit, mit ihr zusammenzukommen, hatte er bei der Art des Verkehrs zwischen Quitzow und Lewenhagen in Hülle und Fülle, und sie wich ihm nicht aus, im Gegentheil, er konnte alsbald bemerken, daß sie sich gern mit ihm unterhielt, und daß ihr ein gewisser Grad von Vertraulichkeit im Verkehr angenehm war.

Als er sie eines Abends durch den Park begleitete, kamen sie auf Berlin zu sprechen.

Haben Sie nicht einen Verwandten in Berlin, einen Privatdocenten Doctor Arnt? fragte sie. Ich habe diesen Herrn im vorigen Winter dort gesehen, er sah Ihnen ganz auffallend ähnlich.

Im vorigen Winter? Nein, da gab es dort keinen Docenten Arnt, das hätte ich wissen müssen, denn ich war selber nahe daran, es zu werden. Es ist aber wohl möglich, daß Sie mich gesehen haben, und daß vorgreifende Höflichkeit mich schon als Docenten bezeichnet hat.

Laufen Sie gut Schlittschuh? sagte sie gespannt.

Arnt war etwas überrascht über diese plötzliche Frage.

O ja, ich kann wohl sagen, daß ich recht gut laufe, wenigstens habe ich viel Uebung, denn ich habe es von Kindheit an mit Leidenschaft getrieben.

Haben Sie auch im vorigen Winter in Berlin gelaufen?

So oft es anging.

Haben Sie dort viel in der Geselligkeit verkehrt?

Sehr viel.

Auch bei Geheimrath Brumm?

Auch bei dem.

Kein Zweifel, dann sind Sie es! Aber um des Himmels willen, wie kommen Sie denn nach Quitzow in diese . . . . nun in diese doch sicherlich nicht glänzende Lage!

Er hatte sich ja vorgenommen, sich ihr nicht zu nähern, in achtungsvoller Entfernung zu bleiben.

Hätte er sein Vorhaben festhalten wollen, so hätte er ihr eine kurze Erklärung geben müssen, etwa wie dem Lieutenant Sohlbeck; wie weit aber kam er davon ab. Er gerieth in Erregung, er beklagte sein Schicksal, er verrieth die schwachen Hoffnungsschimmer, nach denen er ausblickte. Seine ganze Haltung, seine Worte, der Ton seiner Sprache forderten Theilnahme, und — er fand sie. Sie bedauerte seine Lage, ereiferte sich mit ihm über den bösen Onkel, blickte mit

ihm aus nach Lichtpunkten in der Zukunft. Auch auf Nebendinge kamen sie zu sprechen; wie sie sich beim Geheimrath Brumm beinahe getroffen hätten und wie unter ganz anderen Umständen damals. Eine halbe Stunde ging so dahin, ohne daß sie es merkten, bis sie zufällig Frau Oberamtmann und Frau Doctor Bahnsen begegneten.

Jetzt beruhigte er sich rasch wieder, und den ganzen übrigen Theil des Abends, so lange er in der Familie blieb, hatte er nur die angenehme Empfindung des stumm Duldenden, der endlich eine Seele gefunden hat, der er sich zu erschließen wagt, endlich ein menschliches Wesen, das ihm wirkliche, wahrhaftige, warme Theilnahme entgegenbrachte. Als er dann aber spät am Abend allein in seinem Zimmer war, kam große Unruhe über ihn. Wally Bahnsen wich nicht aus seinen Gedanken. Er vergegenwärtigte sich lebhaft den Auftritt vom Abend in der Dämmerstunde, er forschte scharf in seinem Innern, und jetzt erkannte er, daß ihm ihre Gunst, ihre Freundschaft nicht genüge, daß er viel mehr begehre, daß er sie ganz und gar sein eigen nennen wolle. Durfte er nach einem solchen Besitz streben?

Nein, nein, das darf ich nicht, in meiner Lage nicht, sagte er sich verzweifelnd.

Dann schweiften seine Gedanken in die Vergangenheit: Hätte ich sie damals in Berlin getroffen, bei

jenem Geheimrath, ja damals hätte ich mich nicht davor gescheut, um ein Mädchen wie sie zu werben — Damals und jetzt!

Er hätte folgern können:

Stand ich damals hinlänglich hoch, so bin ich auch jetzt noch nicht unwürdig, denn meine Persönlichkeit ist unverändert, ich bin noch jetzt zu allem fähig zu dem ich damals fähig war, nnd meine Stellung ist durch äußere Hülfe leicht zu ändern. Er folgerte in seiner jetzigen Stimmung aber umgekehrt: Bin ich jetzt in einer so jämmerlichen, von dem mächtigeren Theil der Gesellschaft mißachteten Stellung, so stand ich auch wohl damals nicht hoch und habe mich nur in einem Wahn bewegt.

Dann kamen wieder Hoffnung und Zuversicht und brachten andere Beleuchtung:

Ja, hätte ich nur die Mittel, nach Berlin zu gehen, die unterbrochene Carriere wieder aufzunehmen, dann wollte ich vor einem Versuch nicht zurückschrecken.

Und wo waren die Mittel zu finden? Bei Onkel August. — — — — — — — — —

Um *sie* zu erwerben? — um einen so köstlichen Preis? — ja, da konnte man noch ganz andres erdulden, als die Zornesausbrüche und Schmähungen eines rohen Menschen.

Da er nahe daran war, seinen Entschluß zu fassen, malte er sich die Lage lebhaft aus, zumal Onkel

August . . . wie möchte er sich wohl benehmen. Er starrte lange vor sich hin, er mochte wohl eine Stunde so gesessen haben, als er plötzlich sich erhob. Sein Mund verzog sich häßlich, und seine Augen funkelten äußerst unfreundlich; dann schlug er mit der Faust auf den Tisch: Nein, lieber schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf!

Als er soweit war, kam wieder Ruhe über ihn, er kleidete sich langsam aus, legte sich ins Bett und schlief bald ein.

Nach einigen Tagen traf er einmal mit Fräulein Obrecht unter vier Augen zusammen. Diese hatte alle Fehler und Vorzüge, die die Sklaverei den Menschen bringt. Sie beobachtete haarscharf; und besonders alles, was einer Schwäche nur ähnlich sah, entging ihren Späherblicken nicht. Sie hätte sich Arnt gern freundschaftlich genähert, seit er so rasch in der Gunst gestiegen war, aber sie war durch ihre Stellungen fast immer darauf hingewiesen gewesen, Frauen zu gefallen und war daher Männern gegenüber, die sie anziehen wollte, zu süßlich und schmeichelnd:

Ich möchte Ihnen schon wieder eine Schmeichelei sagen, Herr Doctor, fing sie an.

Bitte, nur zu; ich weiß ja ohnehin, wie sehr ich mich vor Ihnen in Acht zu nehmen habe.

Aber, Herr Doctor, warum sind Sie nur immer

so mißtrauisch und feindlich, ich habe Ihnen doch gewiß nie etwas zu Leide gethan.

Wenigstens nicht mehr, als Sie für nöthig hielten, so lange ich bei Ihrer Herrschaft in Ungnade stand.

Frau Oberamtmann ist meine Freundin, entgegnete sie leicht gereizt, fuhr dann aber sogleich in ihrem milden Ton fort.

Ich muß Ihnen doch die Schmeichelei sagen, sie ist von der Art, die keinem jungen Herrn mißfällt: Sie machen sehr tiefen Eindruck auf Fräulein Bahnsen.

Es war ihm äußerst peinlich, mit der alten Schachtel das zu berühren, was seine Seele marterte, und er entgegnete daher zu ihrer Enttäuschung:

Fräulein Obrecht, ich muß Sie bitten, Ihrer Phantasie Zügel anzulegen, und ich erwarte von Ihrer Ehrenhaftigkeit bestimmt, daß Sie mir nicht Sachen nachreden, die mich in den Ruf der Geckenhaftigkeit bringen könnten.

Dennoch hafteten ihre Worte in seinen Gedanken, beglückend und quälend.

Sollte es dennoch möglich sein, daß sie Neigung für mich gefaßt hat? . . . . Möglich wohl, ich glaube, selber schon so etwas bemerkt zu haben. Aber was ist damit geändert? So eine Neigung ist bald verwischt . . . sie wird sich als wohlerzogenes Mädchen nicht so vergessen . . .

Diese quälenden Gedanken, die ihn in der Einsamkeit beschlichen, verhinderten nicht, daß er in ihrer beglückenden Nähe, allen Schmerz vergessend, oftmals sorglos heiter erschien. Wie oft gedachte er jetzt der Verse des kaiserlichen Minnesängers:

„Mir sind die Reiche, die Lande unterthan,
Wenn ich bei der Minniglichen bin,
Und alsbald, wenn ich scheide von dann,
So ist mir all' mein Gewalt und mein Reichthum dahin."

Ja, so oft er bei ihr war, schwand vor seiner Vorstellung der Abgrund, der ihn von ihr trennte, um sich gähnend wieder aufzuthun, wenn er allein war.

An ihrem Geburtstage, der in diese Zeit fiel, erhielt sie am Morgen durch die Post eine zierliche Karte mit folgenden gedruckten Versen:

„Tritt ein herrlich Weib ins Leben,
Wird ein großes Glück geboren;
Welkt sie hin trotz holdem Streben,
Geht ein großes Glück verloren.
Frauenherz ist nur beglückt,
Wenn's ein anderes fest umstrickt."

Sie sann hin und her, wer sich wohl zu diesen mahnenden Versen begeistert haben möchte. Der Poststempel wies auf die Garnisonstadt und daher dachte sie zuerst an die Officiere. Dann dachte sie an ihre Mutter, denn es blickte ihr aus den Zeilen

so etwas wie eine Aufmunterung zur Heirat entgegen. In diesem Fall mußte auf deren Veranlassung jemand die Verse erfunden oder irgendwo abgeschrieben haben — — Aber der Poststempel — in der Garnison war niemand, mit dem sie auf vertrautem Fuß stand.

Plötzlich fiel ihr Art ein, und eine sehr angenehme Empfindung überkam sie. Für den Nachmittag wurde er mit den Quitzowern erwartet, da wollte sie es schon herausbringen.

Der Nachmittag kam und mit ihm der Ersehnte. Sehen Sie, sagte sie, sobald sie allein waren, ihm die Karte hinreichend und ihn gespannt dabei anblickend, sehen Sie, welch eigenthümliche Begrüßung mir heute Morgen zu Theil geworden ist; sie kam mit dem Poststempel der Garnisonstadt, ich glaube fast, Lieutenant Hallbauer hat den Pegasus bestiegen.

Er verzog keine Miene, las das Gedichtchen aufmerksam durch und sagte dann ruhig und heiter:

Etwas dunkel, vielleicht gar nicht so übel.

Ja in der That etwas dunkel, ich möchte wohl eine Erklärung haben.

Wollen Sie mir gestatten, meinen akademisch geschulten Scharfsinn daran zu versuchen?

Bitte, ich bin sehr gespannt.

Arnt begann in scherzhaft docirendem Ton: Also, „tritt ein herrlich Weib ins Leben.“ Hier werden wir nicht an die Kindheit denken dürfen, denn man kann

nicht wissen, ob sich das Kind zu einem „herrlichen Weibe“ entwickeln wird, auch weisen die nächsten Verse, auf die wir sogleich kommen werden, darauf hin, daß dem Dichter eine Lebensepoche reiferer Entwickelung vorschwebte. Wir werden den ersten Gedanken also etwa so zu verstehen haben: „Fängt ein herrlich' Weib an, die Geselligkeit, die Bälle zu besuchen.“

Das erscheint aber recht fade, sagte Wally lachend.

Wie alle Poesie, die man in das grelle Licht der Wirklichkeit hinabzerrt.

Nun, fahren Sie fort.

Tritt ein herrlich Weib ins Leben, soll „ein großes Glück“ vorhanden sein. Ich sage „vorhanden sein“, denn dem Dichter schwebt offenbar ein objectives Glück vor, ein Glück, das . . .

Bitte, Herr Doctor, sprechen Sie Deutsch, ich habe von der Schulzeit her noch einen Abscheu vor Subjectivem und Objectivem.

Ja, wenn es nur nicht oft so schwer wäre, Deutsch zu sprechen. Wir haben uns also etwas vorzustellen, was Glück trägt, glücklich machen kann, ohne daß es etwas thut, z. B. ein Haufen Gold oder auch schon ein Stück Wurst einem hungrigen armen Teufel.

Das ist beinah zu verständlich.

Der Dichter springt übrigens sogleich mit den merkwürdigen Worten „welkt sie hin trotz holdem

Streben" von der ersten Vorstellung ab auf die subjective Seite hinüber und . . .

Und da sind Sie schon wieder beim „Subjectiven".

Ja so! bitte tausendmal um Entschuldigung. Er denkt sich also das „herrliche Weib", die Trägerin des „großen Glücks" handelnd; sie „will", sie will glücklich werden und glücklich machen, das werden wir wohl unter dem „holden Streben" zu verstehen haben. Gelingt ihr das nicht, welkt sie trotzdem dem Alter und der Einsamkeit entgegen, so ist das erstens ein Unglück für sie, zweitens aber auch im allgemeinen ein Unglück, weil etwas verloren geht, das andere hätte beglücken können. Ganz hausbacken könnte man es so ausdrücken: Bekommt sie keinen Mann, obwohl sie sich redlich Mühe giebt, so ist das im allgemeinen und für sie im besonderen zu bedauern.

Wally mußte wieder lachen: Da kommen Sie mit Ihren Tifteleien auf dasselbe, was ich heute Morgen beim ersten Durchlesen gefühlt habe; es liegt eine Aufmunterung zum Heirathen in den Versen.

Wenn Verstand und Gefühl zu demselben Ergebniß kommen, dann sind wir gewiß auf dem richtigen Wege. Darf ich fortfahren?

Nur zu, ich bin sehr begierig.

Der Verfasser geht jetzt zur Begründung seiner neuen und kühnen Behauptung über. Wir müssen ein „denn" ergänzen, welches nicht in den Vers gepaßt

hat. „Denn ein Frauenherz ist nur beglückt," meint er, „wenn's ein andres fest umstrickt." Hier verliert der Verfasser das Allgemeine aus dem Auge und begründet nur das Subjec . . . — ah, pardon! — begründet nnr, weshalb die Dame sich beglückt fühlt, wenn das „holde Streben" von Erfolg gekrönt ist. Er ist der Ansicht, daß sie sich nur dann vollauf glücklich fühlen kann, wenn sie ein anderes Herz „fest umstrickt", d. h. mit Gefühlen des Wohlwollens, der Liebe, umfängt und festhält.

Sind Sie zu Ende? fragte sie, als er schwieg.

Ja, die Auslegung ist erschöpfend, erklärte er mit Präceptormiene.

Sie lachte hell auf. So? gelehrter Herr Doctor. Nein, sie ist nicht erschöpfend. In den letzten beiden Versen kann man „anderes" als Subject nehmen. Ein Frauenherz ist nur beglückt, wenn ein anderes es nämlich das Frauenherz, fest umstrickt, d. h. mit Gefühlen des Wohlwollens, der Liebe umfängt und festhält.

Sie sprach die letzten Worte, indem sie ihn in seiner Sprechweise nachahmte. Er mußte ebenfalls lachen, dann sagte er:

Ich stelle fest, daß auch Sie sich des Wortes „Subject" bedient haben.

Ja, aber nur zur Bezeichnung eines Satztheiles; in dieser Anwendnng habe ich es nimmer verstehen können.

Es ist aber doch eine dumme Reimerei, sagte Sie, ihn wieder scharf beobachtend.

Er blieb völlig unbewegt. Nein, er kann der Verfasser nicht sein, so sehr könnte er sich nicht beherrschen, sagte sie sich und fühlte sich verstimmt.

Während solcher Unterhaltungen war er viel glücklicher, als er zu zeigen wagte. Dann kam wieder die Hölle, wenn sie fort war; endlose Nächte in finsteren Gedanken, in die die Hoffnung vergebens ihre Schimmer zu werfen suchte, in denen er sein Geschick verwünschte und den Onkel dazu, durch dessen Schuld es sich so widerspruchsvoll gestaltet hatte.

Der Tag ihrer Abreise von Lewenhagen nahte heran. Sie war wieder zum Besuch in Quitzow, zum letzten Mal in diesem Jahre. Ein trüber, bleierner Tag; und trüb und bleiern lastete die Abschiedsstimmung auf Doctor Arnt's Seele. Auch sie war beklommen, und zum erstenmal, seit er sie kannte, erschien sie ihm befangen und nicht heiter.

Sie brachte das stockende Gespräch auf seine Lage und machte ihn nur noch finsterer, indem sie die Möglichkeit erörterte, daß sein Onkel ihm doch vielleicht noch helfen werde; er schüttelte nur stumm den Kopf dazu. Sie fuhr in sehr weichem Tone fort:

Wissen Sie denn Niemand in der Welt, zu dem Sie Vertrauen fassen könnten, Niemand, den Sie bitten und von dem Sie Hilfe annehmen möchten? —

Wüßten Sie keinen Schritt zu thun, der Sie aus Ihrer Lage befreite?

Seit das Gespräch auf Onkel August gekommen war, hatte er nur diesen vor Augen, wie so oft in den schrecklichen Nächten, die er durchlebt hatte. Der Gedanke an ihn benahm ihm die Sinne, daß er den weichen Klang ihrer Stimme nicht gewahrte, verdunkelte ihm die Augen, daß er ihren feuchten Blick nicht sah.

Seine Stimme klang sehr häßlich, als er nach kurzem Besinnen erwiederte:

Einen Schritt thun, der mich befreite? — — Ja — Ich müßte meinen Onkel August vergiften.

Sie trat erbleichend einen halben Schritt zurück. Auch das bemerkte er nicht, auch nicht, wie sehr ihre Stimme noch zitterte, als sie ein gleichgültiges Gespräch mühsam weiterspannen.

Noch ein bleiern schwerer Tag ging ins Land, dann war sie fort, das fühlte er.

Wie ein wildes Thier in seinem Käfig rannte er in der Nacht in seinem Zimmer auf und ab. Als ob seine Sinne, sein Ohr, den Klang ihrer Worte ihm unbewußt festgehalten hätten und sie nun erst lebendig werden ließen, so hörte er sie jetzt beständig. Sie hat Dir helfen wollen, rief es in ihm, sie hat Dir die Hand reichen wollen. Du bist ein Thor, ein verzagter Thor, daß Du nicht zugegriffen, daß Du es nicht einmal gemerkt hast! Es giebt böse Mächte, die

den Sinn verwirren, die den Armen verblenden, daß er sein Heil nicht erkennt!

Du bist ein Narr! rief eine andere Stimme. — Die reiche Erbin und der arme Schulmeister! — Die kleine Liebelei, die die ländliche Langeweile ihr angenehm erscheinen ließ, hat sie vergessen, sobald die Stadtluft sie umweht. Sie soll sich jetzt mit einem reichen Vetter in Hamburg verloben, so wünscht es die Mutter und sie schließlich auch — Du Esel!

Am Tage ging er umher wie im Taumel. Was hat er nur, sagte Frau Oberamtmann zur Obrecht, er fährt ja immer auf, wie aus dem Schlaf, wenn man ihn anredet; ich glaube wahrhaftig, er hat sich eingebildet, die Bahnsen hätte ein Auge auf ihn geworfen.

Ich bin dessen ganz gewiß, sagte die Obrecht zustimmend.

Unjlaublich!

Ganz im Gegensatz zu der Arnts stand Fritz Vapupps Stimmung in diesen Tagen. Ihm hing der Himmel voller Geigen, denn seine Verlobung mit Fanny Wendland sollte in nächster Zeit veröffentlicht werden. Es gelang ihm denn auch, als erst einige Tage seit Wallys Abreise verstrichen waren, Arnt ein wenig aufzuheitern, von dessen Verstimmung er den Grund wohl ahnen mochte. Er war gerade bei ihm in seinem Zimmer, als ihm ein Brief gebracht wurde.

Sein Gesicht erhellte sich freudig, als er auf dem Umschlag Frau Wendlands Hand erkannte. Während des Lesens aber erbleichte er, dann sank er auf einem Stuhl zusammen und ließ zitternd das Papier zur Erde fallen.

Was ist Ihnen? rief Arnt, um Gotteswillen, was haben Sie?

Er mußte die Fragen mehrmals wiederholen, bis Vapupp auf das Papier deutend keuchend hervorbrachte: Da, lesen Sie selber.

Arnt las. Da schrieb Frau Wendland — zwar in anderen Worten aber genau dem Sinne nach — daß ihre Tochter sich ihr anvertraut habe, daß sie wohl sehr viel Achtung und Zuneigung für Fritz Vapupp empfinde, aber doch nicht die richtige Liebe; der wahre Jakob von Liebe sei ihr erst bei dem Lieutnant Arnt gekommen, mit dem sie sich jetzt verlobt habe. — Daß sie vielleicht noch richtiger lieben werde, wenn etwa ein adeliger Cavallerieofficier den bürgerlichen Infanterielieutenant überböte, schrieb sie nicht dazu.

Frau Wendland hatte das sich anspinnende Verhältniß ihrer Tochter zu dem jungen Vapupp mit Freude bemerkt, denn dieser bot in jedem Sinne das, was man eine gute Partie nennt. Auch die Annäherungsversuche des Lieutenant Arnt entgingen ihr nicht und erfüllten sie mit Besorgniß. Sie machte ihrem

Manne Mittheilung, und dieser erklärte bei jeder passenden Gelegenheit in Gegenwart seiner Töchter, daß er ihnen nicht so viel mitgeben könne, wie zur Heirath mit einem unbemittelten Officier erforderlich sei. Er kam absichtlich oft auf Lieutenant Arnt zu sprechen und bemerkte, daß dieser trotz seiner guten Zulage über gar kein Vermögen zu verfügen hätte, daß der reiche Onkel, der ihn unterstütze, ein wunderlicher, jähzorniger Kauz sei, der jeden Augenblick aus geringfügigen Anlaß seine Hand von ihm abziehen könne.

Wilhelm Arnt hatte lange gegen seine Leidenschaft für die Wendland angekämpft, weil ihm die ungünstige Vermögenslage der Eltern bekannt war. Als er aber seine Sinne nicht mehr beherrschen konnte, als er um sie warb, da waren bei ihr alle Warnungen der Eltern vergessen; in der Wahl zwischen dem Officier und dem jungen Manne bürgerlichen Berufs schwankte sie keinen Augenblick, sie folgte dem Kalbfell, der Trommel, sie wollte lieber an der Seite des bunten Tuches einer höchst ungewissen Zukunft entgegengehen, als mit dem wohlhabenden Landwirth einer ruhigen gesicherten Häuslichkeit.

XIX.

Doctor Arnt wird noch trübseliger. Wie der Habilitationsschwiegerpapa unter veränderten Umständen sich ausnimmt. Wally Bahnsen unternimmt wieder etwas Unpassendes.

Noch einige lange, traurige Monate gingen in Quitzow dahin, dann bestand Karlchen von Pfosten glänzend sein Seekadettenexamen, ein Erfolg, den er nicht zum wenigsten den beiden Ohrfeigen verdankte, mit denen ihn Doctor Arnt noch rechtzeitig auf die ernste und rauhe Seite des Lebens hingewiesen hatte. Als Arnt, der nicht sogleich wieder eine Stelle fand, abreisen wollte, bat Frau Oberamtmann ihn freundlichst, er möge doch als ihr Gast in Quitzow bleiben, bis er ein anderes Unterkommen gefunden hätte, und war ernstlich verstimmt, da er dennoch abreiste. Ihn zog es nach der Stadt; er hatte zwar in Tangel ein weniger angenehmes Leben zu erwarten als in Quitzow, aber er konnte dort doch mit Hülten und anderen lebenskundigen Männern sprechen und sein gepreßtes Herz ein wenig erleichtern.

Im Elternhause fand er Menschen und Dinge im Wesentlichen unverändert; nur die Schwestern waren merklich anders geworden. Sie wagten es, der Mutter zu widersprechen und ihm Bosheiten zu sagen. Eine besondere Freude schien es ihnen zu bereiten, in seiner Gegenwart sich in überschwänglich bewundernden Redensarten über den vornehmen Bruder Wilhelm zu ergehen. Die Mutter übte wieder vom ersten Tage an ihre Ueberredungskünste an ihm, um ihn zu bestimmen, bei Onkel August Buße zu thun. Der Vater ging so vollständig wie nur je in seinen Erholungsinteressen auf. Der Onkel schielte ihn wie ein bissiger Hund von der Seite an und erwiderte seinen Gruß mit Tönen, die wie ein Knurren klangen. Nein, es war für ihn in der Lage, in der er sich befand, nicht angenehm im elterlichen Hause.

Sein erster Besuch galt dem väterlichen Freunde Hülten. Schon von der Gegenwart dieses Mannes, dem die Arbeit das Leben versüßte, der in stets gleichmäßig guter Laune war, hoffte er Heilung von der quälenden Unruhe, unter der er seit Wallys Abreise litt, wenn auch die Zeit sie etwas gemildert hatte.

Willkommen, Herr Doctor! rief dieser ihm entgegen. Aber wie sehen Sie denn aus? Sie machen ja ein Armsündergesicht, ein Gesicht wie Ihr Bruder Wilhelm in der Schulzeit, wenn er seine mißrathenen Extemporalien zurückerhielt.

Ja, Sie haben recht, ich bin ein armer Teufel geworden, das Jahr in Quitzow hat mich sehr heruntergebracht.

Wie ist das nur möglich, wie kann ein Mann wie Sie in so kurzer Zeit sich so verändern? Haben Sie nicht für sich fortgearbeitet?

Natürlich, wie hätte ich mich sonst wohl aufrecht erhalten können. Aber von der freundlichen und achtungsvollen Aufnahme, die Hauslehrer nach Ihrer Meinung finden sollten, habe ich nichts bemerkt.

Haben Sie denn nicht ein bischen Ihre Gelehrsamkeit herausgekehrt, ihre Professorenaussichten?

Das hätte mehr geschadet als genützt, Sie kennen Frau Oberamtmann Vapupp nicht und wissen nicht, mit welcher Geringschätzung sie von allen Männern gelehrten Berufs spricht und auch wirklich denkt.

Ach ja, sie ist mit dem Schwiegersohn, dem Herrn „Irrrafen“ behaftet; der hat sie verdreht gemacht.

So kennen Sie sie also?

Natürlich. Und wie geht es Fritz Vapupp? Hat er sich von dem schweren Schicksalsschlage erholt?

Von welchem Schicksalsschlage?

Nun, er war doch in der Stille mit Fanny Wendland verlobt, die Ihr Bruder ihm hernach abwendig gemacht hat.

Um des Himmels willen, wovon wissen Sie denn das!

Ich weiß alles und noch etwas, entgegnete Hülten lachend; unsereinem bleibt nicht leicht etwas verborgen. Ihr Bruder hätte übrigens etwas Gescheiteres thun können, als sich in Fanny Wendland zu vergaffen; sie hat kein Herz und — was für einen Mann in der Lage Ihres Bruders beinah noch schlimmer ist — sie hat auch kein Geld. Wendland hat sich schon vergebens bemüht, Geld aufzunehmen, er bekommt nichts mehr geliehen. Sie bekommt nichts weiter mit als die Aussteuer an Wäsche und Möbeln, und auch die wird auf Borg genommen.

Wie kann es denn aber überhaupt zur Heirat kommen, wenn auf beiden Seiten kein Vermögen vorhanden ist?

Ihrem Bruder wird ein hinlängliches Capital zur Verfügung gestellt.

Was! rief Arnt aufbrausend, meinem Bruder können die Eltern eine so bedeutende Summe aussetzen, ein ganzes Vermögen, und mir verweigern sie die paar tausend Mark, die nöthig wären, um mich aus meinem Elend zu erlösen?

Ihre Eltern könnten das nicht, aber Onkel August hat ihm für den Fall der Verheirathung hunderttausend Mark zugesichert, obwohl er sich anfänglich über die thörichte Verlobung ärgerte. Ihr Bruder hat es ihm nun einmal angethan, allerdings wohl lediglich durch die Uniform und sein äußeres Auftreten.

Merkwürdig! Dem schenkt er ohne viel Besinnen hunderttausend Mark, und mich läßt er im Elend stecken, während eine Summe, die für ihn eine Kleinigkeit ist, genügen würde, um mir aufzuhelfen.

Haben Sie ihn schon um Hülfe gebeten?

Nein; Sie wissen auch wohl warum und haben meinen Entschluß selber gebilligt.

Hülten ging nach seiner Weise im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Arnt stehen:

Ich will Ihnen etwas sagen, lieber Doctor, ich habe mir Ihre Angelegenheit viel durch den Kopf gehen lassen; und besonders als ich Sie mit dem Armensündergesicht heimkehren sah, ist mir völlig klar geworden, daß Sie als Gymnasiallehrer nie zufrieden sein werden; Ihnen steckt die Universitätszeit mit dem gewählten Umgang, der Verhätschelung durch die Damen, den verhältnißmäßig glänzenden Aussichten zu tief in den Gliedern. Sie sind für Aeußerlichkeiten höchst empfänglich, Sie wären sonst auch nicht in das Corpsleben hineingerathen. Kurz, es bleibt nichts anderes übrig, Sie müssen wieder an der Universität anzukommen suchen; das geht aber nicht ohne Onkel August.

Ruhig! ruhig! Lassen Sie mich ausreden. Ich möchte Ihnen nämlich meine Vermittelung anbieten, denn ich vermag, wie Ihnen vielleicht nicht unbekannt ist, viel bei Ihrem Onkel. Sie persönlich können

natürlich nicht mit ihm sprechen, wenigstens jetzt noch nicht, das hieße nur Oel ins Feuer gießen. Aber nachdem ich ihn hinlänglich bearbeitet hätte — — Ohne eine kleine Demüthigung würde es allerdings nicht abgehen, indeß — — —

Und so rathen Sie mir, nachdem Sie selber bestimmt erklärt haben, daß Sie in meiner Lage sich nicht beugen würden? Nein! lieber will ich Steine klopfen, lieber will ich betteln, als mich einer solchen Demüthigung aussetzen!

Wie Sie wollen. Ich in Ihrer Lage hätte eben längst das Oberlehrerexamen gemacht, dazu können Sie sich aber wieder, wie es nach Ihrer Vergangenheit auch ganz erklärlich ist, nicht entschließen. Wissen Sie auch, daß Sie in Ihrem Charakter recht viel Aehnlichkeit mit Ihrem Onkel haben, daß Sie unter ähnlichen Verhältnissen wahrscheinlich ein ganz ähnlicher Mensch geworden wären?

Das finde ich wenig schmeichelhaft.

Die nackte Wahrheit ist selten schmeichelhaft. Bei Ihnen hat durch Ihren Bildungsgang der Stolz einen gewissen Adel erhalten, und das ist schlimm, das erschwert Ihnen das Leben sehr. Warum haben Sie nicht Fräulein Bahnsen um Ihre Hand gebeten, die Ihnen so freundlich entgegengekommen ist?

Arnt war erschrocken über diese Frage. Was er tief im Herzen als heiligstes Geheimniß gewahrt,

worüber er gegen Niemand die leiseste Andeutung hatte fallen lassen, das brachte Hülten hier vor wie etwas ganz Alltägliches, was Jedermann wissen konnte.

Er wurde roth: Wie können Sie nur das so kalt hinsprechen, was mir die schmerzlichsten Kämpfe verursacht, sagte er nach einer Weile stockend; und wie können Sie nur etwas von dem wissen, worüber ich zu Niemandem in der Welt ein Wort geäußert habe?

Desto mehr Worte hat Fräulein Obrecht darüber geäußert.

Die verdammte Hexe!

Sie ärgern sich jetzt über einen begangenen Fehler, das ist zu nichts gut; Sie sollten lediglich eine Lehre daraus ziehen und in Zukunft klüger handeln.

Mein Gott, Sie thun ja, als ob ich nur hätte zugreifen brauchen! Bedenken Sie doch nur die ungeheure Kluft zwischen einem Mädchen wie die Bahnsen und einem armseligen Hauslehrer.

Lieber Doctor, Sie sind trotz Ihrer Gelehrsamkeit, trotz der flotten und gewiß nicht tugendhaften Universitätsjahre — wie soll ich sagen — recht grün geblieben. Verzeihen Sie den Ausdruck, ich finde keinen bezeichnenderen, und er ist nicht schlimm gemeint. Sie haben auch sehr an Selbstschätzung verloren; es erklärt sich das wohl aus dem gar so jähen Sturz. Was trennt Sie denn von Fräulein Bahnsen? Nichts

als das Geld, im Uebrigen passen Sie ausgezeichnet zu einander.

Nichts als das Geld! Als ob das nicht ganz gewaltig viel wäre! Erst wenn man in einer Lage ist, wie ich, lernt man ermessen, was Geld zu bedeuten hat.

Ganz recht, Geld hat viel zu bedeuten, manche andere Dinge aber auch. Glauben Sie z. B., daß Ihr Bruder Wilhelm sich scheuen würde, eine Dame wie Wally Bahnsen um ihre Hand zu bitten?

Der möchte allerdings wohl dreist genug dazu sein, sagte Arnt nach kurzem Besinnen.

Und nun sehen Sie! was hat Ihr Bruder zu bieten? Ein enges, eintöniges Leben in einer ärmlichen Infanteriegarnison. Wie ist dagegen Ihre Stellung, sobald Sie Geld haben? Sie können über kurz oder lang ein weit bekannter Mann werden, jedenfalls würden Sie eine der freiesten und angenehmsten Stellungen einnehmen, die es giebt, würden fast die Hälfte des Jahres völlig frei über Zeit und Aufenthalt verfügen können, ein Umstand von größter Wichtigkeit für eine reiche Dame. Dazu sind Sie ein stattlicher Mann, mit dem sie sich überall sehen lassen könnte. Vielleicht ist Ihr alles das schon durch das kluge Köpfchen gezogen. Ich kenne sie zwar nur wenig, habe sie nur zweimal gesehen, aber dumm ist sie nicht. Sie ist nach ihrer Erziehung und Ver-

gangenheit eine Dame, die die Welt kennt, über Uniformen und dergleichen hinwegsieht, diese Dinge jedenfalls nicht über ihren Gebrauchswerth schätzt. Die meisten Damen unserer — ich sage im engsten Sinne unserer Gegend, — die nur ihren Krähenwinkel mit den dazu gehörigen Uniformen kennen, sind ja allerdings ganz und gar anders gestimmt. Ein fast arm zu nennendes Landmädchen wie Fanny Wendland würde einem Manne in Ihrer Lage niemals die Hand reichen, lieber Allem, was einer Offiziersstellung mit Uniform nur ähnlich sieht. Wenn nun . . .

Um Gottes willen, hören Sie auf! Sie machen mich rasend! rief Arnt, im Zimmer umher rennend. Ich will Alles in der Welt thun, um meine verzagte Thorheit wieder gut zu machen!

Ganz recht so, immer frisch auf die Zukunft gehofft und vor allen Dingen in der Gegenwart zugegriffen. Sie dürfen natürlich nicht daran denken, Wally Bahnsen gegenüber Ihre Thorheit rückgängig zu machen; die ist für Sie verloren, Fräulein Obrecht versichert, daß ihre Mutter sie in diesem Winter in Hamburg unterbringen wird; aber muthig darauf los, sobald eine neue Gelegenheit sich bietet.

Diese Worte drangen ihm wie ein Stich in's Herz. Nein, nein, nein! rief er leidenschaftlich, ich will keine andere als sie, ob reich oder arm! Ach, wäre sie doch arm, ich wollte sogleich das Lehrer-

examen machen; mich mühsam und redlich mit ihr durchschlagen, auf Alles könnte ich verzichten für ihren Besitz.

Lieber Doctor, Sie sind in der Erregung des Augenblicks zu einem schwärmerischen Jüngling geworden, der Sie trotz alledem doch nicht sind und auch niemals waren. Beschlafen Sie sich die Sache einmal gründlich; in ein paar Tagen sprechen wir vielleicht wieder davon.

Bedenken Sie auch, was ich Ihnen bezüglich des Onkel August vorgeschlagen habe, rief er ihm noch nach, als er tiefgebeugt fortschlich.

Ja, er bedachte, was Hülten gesagt hatte; all seine Leidenschaft, nothdürftig in den letzten Monaten eingeschläfert, war wieder aufgewühlt. Wieder kam jene böse Stimmung über ihn. Seine Mutter und seine Schwestern wurden immer ärgerlicher, da sie ihn durch nichts mehr zu reizen vermochten; er hörte sie nicht. Besonders die langen Abende und Nächte waren peinigend. Sollte er nicht doch sich an Onkel August wenden? .... Wenn nun Hülten vermittelte, wenn ihm die nöthigen Beträge zur Verfügung gestellt würden, wenn er dann sogleich nach Hamburg ginge mit seinen Aussichten in der akademischen Carriere. Wenn Wally wirklich .... Oh, welchen Preis wäre sie werth! Um ihretwillen eine kleine Demüthigung ertragen ....

Er malte sich die Lage Onkel August gegenüber

aus. Wenn er nun vor ihn hintreten müßte .... Nein, nein, niemals!

Es war, als ob seine Widerstandskraft, sein Eigensinn, an der Stärke der Lockung sich stählte: Und dann nach Hamburg reisen und vielleicht gerade zur rechten Zeit kommen, um die Verlobung feiern zu helfen!

Er kam zu keinem festen Entschluß, denn die Lockung kam immer wieder, so oft auch der Wille sie zurückwies. Auch zu dem Entschluß, die akademische Laufbahn aufzugeben, gelangte er nicht; er sann vielmehr Tag und Nacht auf Mittel, wie er trotz alledem sein Ziel erreichen könnte.

Wohl nicht am wenigsten der Wunsch, etwas Abwechselung in das unerträgliche Einerlei des Lebens im Elternhause zu bringen, dann aber auch verschwommene Vorstellungen, als ob er möglicher Weise etwas erreichen könne, gaben ihm den Gedanken ein, auf ein paar Tage nach Berlin hinüberzufahren. Erst auf der Fahrt wurde es ihm völlig klar, daß es auch dort für ihn nichts anderes zu thun gäbe, als nach einer passenden Privatlehrerstelle auszuspähen. Er kannte von der Universitätszeit her einige Männer, die in solchen Fällen Auskunft gaben, und suchte sie auf. Es waren aber nur Stellen angeboten, in denen er die Rolle eines höheren Kinderwärters hätte übernehmen müssen, und ihm war wesentlich darum zu

thun, eine Stelle zu finden, in welcher er Zeit übrig hätte, für sich weiter zu arbeiten.

Am nächsten Tage beschloß er, seine Gönner unter den Universitätsprofessoren aufzusuchen, und jetzt machte er bittere Erfahrungen, die ihm bisher noch erspart geblieben waren. Bei den beiden ersten wurde er aus mäßig wahrscheinlich klingenden Gründen, die man sich die Mühe nahm, vorzuschützen, nicht angenommen. Schon etwas mißtrauisch wandte er sich einem Hause zu, in dem er noch vor so kurzer Zeit auf das vertraulichste verkehrt hatte.

Der Herr Professor hatte mehrere heirathsfähige Töchter.

Hier wurde er angenommen; indeß war die Frau durch das übliche Unwohlsein am Erscheinen verhindert, und von den Töchtern war überhaupt keine Rede.

Wie geht es Ihnen, lieber Doctor? sagte der Professor herablassend nach einer kühlen Begrüßung, bei der er ihm nicht einmal die Hand gereicht hatte.

Arnt setzte ihm offen, wenn auch etwas befangen in Folge der kalten Aufnahme, seine Lage auseinander und schloß, indem er die Hoffnung aussprach, daß es ihm doch noch gelingen werde, das erstrebte Ziel zu erreichen.

Machen Sie sich keine Illusionen. Es ist von der größten Wichtigkeit im Leben, daß man sich rechtzeitig zu beschränken versteht. Vielleicht haben Sie auch

eine zu hohe Vorstellung von Ihren Fähigkeiten — nehmen Sie mir das nicht übel, ich spreche ja als Ihr Freund, der die besten Wünsche für Sie hegt —, vielleicht, ja wahrscheinlich, wird Ihnen eine Lehrerstelle an einem Gymnasium einen ganz angemessenen Wirkungskreis bieten. Jedenfalls ist in unseren Carrieren heutzutage nichts mehr zu erreichen ohne Geld. Sehen Sie, mein Sohn Wilhelm, der zweifellos die schönsten Fähigkeiten besitzt, ist ja ebenfalls entschlossen, das Lehrerexamen zu machen.

Dieser Vergleich mit dem Sohn Wilhelm empörte ihn ganz besonders. Wenn der überhaupt Fähigkeiten hatte, woran seine Lehrer zweifelten, war er jedenfalls zu faul, um etwas zu leisten. Er war älter als Arnt und seit sechs Jahren bemüht, was er von der Schule mitgebracht hatte und was ihm vielleicht an Fähigkeiten innewohnte, in Bier zu ersäufen; es erschien fast gewiß, daß er niemals ein Examen machen werde.

Sie haben früher zuversichtlicher über meine Fähigkeiten geurtheilt, entgegnete er bitter; auch habe ich dadurch, daß ich ein Doctorexamen gemacht habe, wie es in Berlin seit lange nicht vorgekommen ist — Ihre eigenen Worte, Herr Professor — doch wohl bewiesen, daß ich etwas leisten kann.

Wozu die Worte, meinte dieser, der für sich Arnt mit seinem Sohne verglich und dadurch nur verstimmter

wurde; wie ich schon die Ehre hatte, Ihnen zu bemerken, und wie Sie auch wohl selber recht gut wissen, ist eben ohne Geld nichts zu machen.

Er sprach die Worte verabschiedend, aber Arnt prickelte es, ihm zu zeigen, daß er doch nicht so ganz ohne Aussichten sei:

Ich brauchte mich nur an einen reichen Onkel zu wenden, so würde ich auf eine Reihe von Jahren hinlängliche Unterstützung finden.

Ach, das ist ja nichts, erwiderte der Professor aufstehend, und es lag etwas wie Schadenfreude in seinem Gesicht, ach, das ist ja nichts, man muß eben eigenes Vermögen haben. Nun, meine besten Wünsche begleiten Sie, lieber Doctor, es wird sich ja wohl Alles noch machen.

Arnt war die Lust vergangen, noch weitere Besuche zu machen; er erinnerte sich jetzt, daß Dürending im Auswärtigen Amte beschäftigt sei, suchte ihn auf gut Glück auf und fand ihn endlich in einem der Bureaux.

Er wurde sehr freundlich empfangen. Aber was ist denn das, sagte der Freund nach der ersten Begrüßung, was machst Du denn für ein Gesicht, Tronje, hast Du Dir den Magen verdorben, hast Du Bauchweh, hast Du Katzenjammer?

Ach nein, das Leiden sitzt tiefer, ich bin recht unglücklich. Aber fürchte nicht, daß ich Dir etwas vor-

jammern werde; Du bist wohl noch beschäftigt; ich möchte mich nur für heute Abend mit Dir verabreden, es ist nothwendig, daß ich einmal wieder ein Bischen aus mir herauskomme.

Das scheint allerdings sehr nothwendig zu sein. Aber so setz Dich doch, Mensch, und erzähle. Du bist mir etwas aus dem Kopf gekommen; ich habe eine fabelhaft bewegte Zeit hinter mir, ganz unglaubliche Sachen erlebt, höchst pikant. — Ja, wie war's doch — richtig! Du machtest ein überaus glänzendes Doctorexamen, ich glaube, wir haben beinah drei Tage lang davon gesprochen, und nahmen an, daß Du Dich sofort habilitiren würdest, nahmen sogar, glaube ich, schon Habilitationsschwiegerpapa in Aussicht.

Arnt erzählt jetzt kurz, wie es ihm ergangen war, und Dürending folgte ihm mit aufrichtiger Theilnahme.

Das ist ja aber eine wahre Mißgeburt von einem Onkel, stieß er heraus, ich habe von Onkeln bisher nie so etwas gehört. Hauslehrer spielen! das ist allerdings um den Mond anzuheulen. Du mußt jedenfalls bald aus dieser abominabeln Lage heraus; Du hast die besten Anlagen zu einem empörenden Stockfisch, Du bist schon zur guten Hälfte versauert und eingetrocknet.

Wie aber! Weißt Du einen Rath?

Geld, Geld, Geld! ist die ganze Geschichte; aber

woher? — — — Kannst Du denn nicht heirathen, sag mal. Ich hätte schon ganz merkwürdige Partien machen können, centnerschwer — das ist nun wohl bei Dir was anderes.

Er sann eine Weile nach: Hör mal, meine Eltern haben zwar ein recht nettes Vermögen, ich habe aber zur Zeit noch keinen Pfennig. Indes könnte ich hier wohl über einen umfangreichen Credit verfügen, den ich bisher noch fast nie benutzt habe. Wenn ich für Dich gut sage, bekommst Du sicher so viel gepumpt, daß es für ein paar Jährlein reicht, namentlich wenn Du wieder so eingezogen lebst, wie hier in der letzten Zeit.

Ich weiß Deine Güte, besonders nach allem, was ich im letzten Jahr erlebt habe, sehr hoch zu schätzen, und da ich auch glaube, daß Du Deinen Vorschlag ernst meinst, so will ich ihn mir bis heute Abend überlegen.

Sie verabredeten dann eine Wirthschaft, in der sie sich am Abend treffen wollten.

Für den ersten Augenblick hatte Dürendings Anerbieten etwas sehr verlockendes, er wäre mit einem Schlage wieder in ein schönes, freies Leben zurückversetzt worden. Nach reiflicher Ueberlegung wurde es ihm aber doch klar, daß er die Großmuth oder den Leichtsinn des Freundes nicht ausnutzen dürfe. Vor allem erschien es ihm nach den Erlebnissen am

Morgen mehr als ungewiß, ob er in der Carriere Aussichten hätte, wenn er sie unter solchen Umständen, die sicherlich nicht verborgen blieben, wieder aufnähme. Er eröffnete daher am Abend Dürending zu dessen nicht geringer Erleichterung, daß ihm seine Gewissenhaftigkeit nicht gestatte, auf das gütige Anerbieten einzugehen.

Dann erlebte er mit ihm und anderen Universitätsfreunden eine tolle Nacht, in der er die fröhliche Stimmung früherer Tage heraufbeschwor. Als er aber wieder im heimischen Tangel angelangt war, war er nur um einige Enttäuschungen reicher und empfand die Last seiner drückenden Lage um so mehr, wenn er sie mit der seiner Universitätsfreunde verglich.

Während er sich in Tangel abmarterte, fand auch ein anderes, weicheres und edleres Wesen keine Ruhe.

Frau Doctor Bahnsen war in diesem Winter in Hamburg mit ihrer Tochter weniger zufrieden, als je. Sie war sanft und liebenswürdig wie sonst, aber nicht so munter und noch weniger geneigt, einzelne Herren auszuzeichnen, und dazu zeigte sie einen Hang zur Einsamkeit, der ihr früher fremd gewesen war.

Heute Abend hatte sie es wieder einmal durchgesetzt, allein zu Hause bleiben zu dürfen, während die Mutter eine alte, taube Tante ihres Mannes besuchte. Wohl war es sehr behaglich in dem hellen, warmen Zimmer mit dem dicken Fußteppich und den schweren Vorhängen; aber die Bewohnerin gewährte

nicht den heiteren Anblick wie ehedem. Sie ging unruhig hin und her, ergriff ein Buch, schaute unaufmerksam hinein, stand wieder auf, um nach einem anderen zu greifen, blieb sinnend vor dem Spiegel stehen, setzte sich wieder und starrte vor sich hin. Plötzlich stand sie auf, ging an den Schreibtisch und legte Papier und Feder zurecht. Noch wußte sie nicht bestimmt, was sie wollte, noch schwankte sie; aber schon hatte sie sich gesetzt; die Feder rauschte über das Papier — sie schrieb an Arnt:

„Es flimmert mir vor den Augen, und die Feder zittert mir in der Hand, aber doch will ich schreiben, will es wagen, denn ich weiß, daß ich mich an keinen Unwürdigen wende. Sie haben mein Mitgefühl zu tief erregt, ich kann den Versuch nicht unterlassen, mich tröstend und helfend Ihnen zu nähern. Ich weiß nicht, was mich dazu treibt, aber es ist unwiderstehlich. Noch nie habe ich so tiefes Mitgefühl empfunden. Es ist mir zu schmerzhaft, einen Mann wie Sie in so gedrückter, so ärmlicher Lage zu sehen, ihn so unschuldig leiden zu sehen, einen Mann, der so hoch steht, so hoch über allen, die ich bisher kennen gelernt habe, der in seiner gedrückten Stimmung nicht weiß und nicht sieht, wie leicht er sich erheben könnte. Wenn Sie doch nicht so trostlos in die Menschen und in die Welt hineinsähen, sie sind nicht so schlecht, wie Sie glauben, Sie haben nur schlechte Erfahrungen

gemacht. Sie könnten auch einmal gute machen, versuchen Sie es doch nur, es giebt hilfbereite Menschen genug in der Welt. Und ganz gewiß bin ich es, und meine gute Mutter ist es auch, kommen Sie nur einmal nach Hamburg, Sie werden sehen, wie gern wir Ihnen helfen. Ich habe für Männer, wie Sie, die größte Vorliebe und Zuneigung, mein Vater hat von Ihresgleichen immer mit solcher Hochachtung gesprochen. Für Sie aber habe ich aus besonderen Gründen tiefes Mitgefühl, weil Sie so sehr unglücklich sind, o, was muß ein Mann, wie Sie, empfinden, wenn er in eine so traurige Stellung sich fügen muß. Ich muß Ihnen helfen, Sie müssen wieder eine große, freie Thätigkeit haben, wie sie für einen Mann von Ihrem hohen Geist paßt. Ach, wie traurig, wenn so ein Mann in dem Schmutz und der Mühsal des Lebens untergeht. Sie sollen nicht untergehen, vertrauen Sie mir, ich muß Ihnen das alles sagen, denn ich hätte keine frohe Stunde mehr im Leben, wenn ich hören müßte, daß Sie untergegangen seien, untergegangen, ohne daß ich mit meiner Hülfe Ihnen beigesprungen wäre, es würde mir sein, als lastete ein Menschenleben auf meinem Gewissen. Ja, ein edles, großes Menschenleben möchte ich der Welt erhalten, und ich kann es, vertrauen Sie mir, ich will es, kommen Sie nur bald einmal nach Hamburg, Sie werden noch glücklich werden. Ich sollte das wohl alles nicht schreiben, ich weiß es, ich

schäme mich, ich möchte nicht, daß meine Mutter mich sähe. Aber doch will ich mich nicht schämen und will mich meiner Mutter anvertrauen, sie ist so gut und hilft so gern. Sie haben gewiß keine so gute Mutter, sonst sähen Sie nicht so böse in die Welt, ach, meine Mutter ist so gut, noch viel besser, als sie von außen scheint. Haben Sie nur Vertrauen zu uns, aber Sie müssen dreist sein und reden, kommen Sie nur nach Hamburg; ich kann den Gedanken an ihre Verzagtheit nicht ertragen, nicht denken, daß Sie aus Mißtrauen und Mißmuth untergehen sollen. Flöße ich Ihnen denn kein Vertrauen ein, könnten Sie sich mir nicht anvertrauen, schämen Sie sich meiner Hülfe, der Hülfe eines Mädchens, das — ja, warum schreibe ich Ihnen das alles — das Sie . . . .“

Sie legte die Feder weg; sie war von tiefer Röthe übergossen, und ihr Busen wogte. Rasch überflog sie die Zeilen noch einmal und erbleichte, dann riß sie das Papier sorgfältig in tausend kleine Fetzen und warf diese ins Feuer, dann schlug sie die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich.

Als sie sich am nächsten Morgen ankleidete, konnte sie nicht ohne Beschämung des überschwänglichen Backfischbriefes gedenken, den sie sich am Abend zuvor gestattet hatte. Am Frühstückstisch eröffnete ihr die Mutter mit Betonung, daß sie am Abend in einer Gesellschaft Herrn Heinrich Langemak treffen würden.

So??? entgegnete sie gedehnt.

Aber Wally, das ist doch wirklich ein Herr, an dem auch gar nichts auszusetzen ist, wenn der Dir nicht gefällt, dann weiß ich wirklich nicht . . . .

Ich wüßte schon einen der mir gefiele.

Ah! rief die Mutter freudig überrascht, wer ist es denn, so sprich doch, ich muß es ja doch erfahren, kenne ich ihn denn? Ich kann mir gar nicht vorstellen . . .

Du kennst ihn, es ist der Doctor Arnt, den wir in Quitzow getroffen haben.

Aber . . . Aber . . . Wally! Bist Du denn bei Sinnen!

Sie brachte die Worte nur stockend und keuchend hervor, so sehr hatte ihr der Schreck den Athem benommen.

Wie kannst Du nur so erschrecken? entgegnete die Tochter vorwurfsvoll, ich sage ja nicht, daß ich ihn heirathen will.

XX.

Episode.

Es war ein feuchter Decemberabend des italienischen Winters, die Sonne sank mit fahlem, gelbem Schein am Horizont. Auf einem Stein an einem frisch verdeckten Grabe saß ein bleicher Jüngling und starrte mit schmerzverzerrten Zügen vor sich hin. Lange, lange saß er so, und die Schatten der Winternacht senkten sich über den Kirchhof, und der Regen durchnäßte ihm die Kleider. Er achtete es nicht, er sah nichts, er fühlte nichts, als den wühlenden Schmerz in der Brust.

Schlaf wohl, Mutter, schlaf wohl! keuchte er jetzt dumpf hervor, und ein Thränenstrom netzte endlich die brennenden Augen; schlaf wohl, schlaf wohl! schluchzte er dann laut hinaus in die schweigende Nacht, schlaf wohl! Und möchtest Du beim barmherzigen Gott Trost finden für die Noth und die Leiden Deines Erdenlebens. Möchte es mir vergönnt sein, Dir bald in die ewige Ruhe nachzufolgen.

Er schluchzte nicht mehr; die Thränen rannen leise die Wangen herab und milderten seinen Schmerz, als eine leichte Hand seine Schulter berührte.

Er sprang erschrocken auf und erkannte in der Finsterniß nur den hellen Schimmer eines menschlichen Antlitzes, aber doch wußte er sogleich, wer vor ihm stand.

Margherita, rief er, eine zarte Hand ergreifend und sie an die Lippen pressend, Margherita, Du kommst, um meinen Gram zu theilen, um mich zu trösten. Du, das einzige Wesen auf der Welt, das mein Elend kennt und Mitgefühl hat.

Ja, Bosco, ich habe Dich heute Nachmittag beim Begräbniß gesehen und dann, wie Du bei Sonnenuntergang hier allein auf dem Stein saßest, und so schrecklich bleich und traurig aussahst. Und als es dann dunkler und ganz dunkel und immer später wurde, da litt es mich nicht mehr im Hause, denn ich meinte immer, Du müßtest noch hier sein nnd es jammerte mich so sehr, daß Du so allein im Dunkeln sein solltest mit Deinem Kummer. Im Garten hörte ich Dein Weinen und Schluchzen, und da mußte ich zu Dir; ich möchte Dich so gern trösten.

Ihre Gegenwart, ihre glockenhelle Stimme fiel wie Balsam auf seinen Schmerz. Er begleitete sie nach Hause und eilte dann dem Schloß seines Vaters zu, des Conte Pallavicini.

Wo haben Sie so lange verweilt? fragte der Vater streng, als er bei ihm eintrat.

Er wußte, warum die Frage gestellt wurde, er war darauf gefaßt: gerade deswegen hatte er sogleich den harten Vater aufgesucht, er wollte sich der Trauer um seine unglückliche Mutter nicht schämen, sie fest und freudig bekennen zur Ehre ihres Andenkens. Als er aber jetzt zu sprechen begann, brach seine Stimme, und er brachte nur schluchzend heraus: Am Grabe der Mutter.

Der Vater wandte ihm mit Verachtung den Rücken, und er verließ das Zimmer.

Graf Pallavicinis Gesicht mit den scharf geschnittenen Zügen, den tiefliegenden, stechenden Augen, dem häßlich gekniffenen Mund, den vielen Runzeln, war einer Satansfratze nicht unähnlich. Er war ein hartgesottener Lüstling und hatte von Jugend auf Liebe nur in grob sinnlicher Bedeutung des Wortes gekannt. Seine eben verstorbene Frau war als Mädchen eine üppige Schönheit gewesen; er hatte sich auf seine Art in sie verliebt und hatte sie geheirathet, weil sie einer angesehenen Familie angehörte und er ihrer anders nicht habhaft werden konnte. Der häßliche, cynische Mann war ihr durchaus zuwider gewesen, und sie hatte ihn nur dem Drucke der Eltern nachgebend geheirathet. Dennoch hatte sie ein Jahr verhältnißmäßig glücklich mit ihm gelebt, dann aber

wollte ihr Unstern, daß ihre Schönheit rasch verwelkte, wie es nicht selten bei Südländerinnen vorkommen soll. Als sie ihm dann im zweiten Jahre einen Knaben — Bosco — schenkte, beschuldigte er sie ohne allen vernünftigen Grund der Untreue und wollte das Kind nicht als das seine anerkennen. Vermuthlich hielt er an dem Verdacht nur mit solcher Zähigkeit fest, um einen Grund dafür zu haben, daß er Mutter und Kind in schnödester Weise vernachlässigte. Sie lebte fast zwanzig Jahre mit geringen Unterbrechungen auf dem einsamen Schlosse Anco, auf dem sie soeben ihr Leben ausgehaucht hatte, während ihr Mann sich in der weiten Welt einem ausschweifenden Leben überließ, dem er selbst dann nicht entsagte, wenn er im Herbst der Jagd wegen einige Monate in Anco verweilte. Auch Bosco blieb in Anco, nur zwei Jahre hatte er in einem strengen Alumnat verbracht. In seinem Vater, der ihm, so lange er denken konnte, nichts als Kälte und Mißachtung gezeigt hatte, sah er nur einen fremden, ja feindlichen Menschen. Mit um so größerer Liebe hing er an der unglücklichen Mutter, die ihrerseits an ihm den einzigen Gegenstand zärtlicher Sorge hatte. Schon früh war sie einem schleichenden, quälenden Leiden verfallen, so daß der Tod als ein Erlöser erschien. Unter diesen traurigen Jugendeindrücken war Bosco zu einem ernsten, träumerischen Jüngling herangereift, doch hatte er sich körperlich

gut entwickelt, da die Mutter ihn zur Jagd und anderen stärkenden Uebungen anhielt. Margherita Mezzobaldo war die Tochter eines altadeligen, aber tief verschuldeten Gutsnachbarn, dessen Frau in ähnlicher Weise zu leiden hatte, wie Boscos Mutter. Da die beiden Frauen viel mit einander verkehrten, so lernten die Kinder sich frühzeitig kennen und schütteten zuweilen ihr Herz gegen einander aus, als sie heranwuchsen.

Als Conte Pallavicini am Morgen nach dem Begräbnißtage beim Frühstück saß, machte ihm ein Diener die Meldung, daß der junge Graf schwer krank zu sein scheine, denn er fiebere und phantasire.

So schicke zum Arzt, entgegnete der Vater, ohne von der Zeitung aufzublicken, in der er las.

Als der Arzt am Nachmittag kam, erklärte er, daß Bosco an einem heftigen Nervenfieber erkrankt sei, und erbot sich, ihn in eine Anstalt mitzunehmen, die er leitete. Er kannte die Beziehungen der Familienmitglieder seit langer Zeit und wußte daher, daß sein Vorschlag willkommen war, auch daß er ihn zu Boscos Bestem machte, denn in Anco hätte es lediglich von dem guten Willen der Dienerschaft abgehangen, ob ihm ausreichend Wartung und Pflege geworden wäre; der Vater hätte sich nicht im mindesten darum bekümmert.

Conte Pallavicini reiste eine Woche später nach

Rom ab, ohne sich auch nur nach dem Befinden seines Sohnes erkundigt zu haben. Er hatte ihn und seine Krankheit nach einem Monat in einem Strudel aufregender Vergnügungen völlig vergessen, als er von dem Arzt einen Brief erhielt, worin er mittheilte daß der Sohn sich in der Besserung befinde und um weitere Weisungen bezüglich der Behandlung und des Aufenthaltes bat.

Der Brief störte den Grafen in seiner Behaglichkeit. Er gemahnte ihn daran, daß es bald unvermeidlich sein werde, den einzigen Sohn und Erben eines großen Vermögens in die hohe Gesellschaft einzuführen, wo ihre Wege sich leicht einmal kreuzen konnten. Diesen Zeitpunkt hinauszuschieben, war ihm jedes Mittel recht, und er schrieb daher an den Arzt, daß ihm der Zustand des einzigen Kindes trotz seiner beruhigenden Versicherungen die größte Besorgniß einflöße, daß jedenfalls die äußerste Vorsicht geboten erscheine, und ersuchte ihn, Bosco bis zum Herbst unter seiner ärztlichen Behandlung und Aufsicht zu behalten, wo er dann in Anco weitere Entschließungen fassen werde. Dem Arzte erschien dieser Auftrag vortheilhaft für seine Kasse und auch nützlich für seinen Pflegebefohlenen, und so kam es, daß Bosco fast ein Jahr in der Stadt verweilte.

Dieses Jahr bewirkte eine gründliche Veränderung in seinem Wesen.

Der Arzt war ein gewandter, weltkundiger Herr in den reiferen Mannesjahren. Er machte es sich zur wichtigsten Aufgabe, seinen Pflegebefohlenen der trüben Gemüthsstimmung, die ihn bisher gedrückt hatte, zu entreißen und die Freude an verständigem Lebensgenuß in ihm zu wecken. Sobald er völlig genesen war, veranlaßte er ihn, eine hübsche Wohnung in der Stadt zu nehmen. Er untersagte ihm langes Verweilen in der Einsamkeit als sehr gefährlich für seinen Zustand und sorgte für hinlänglichen männlichen und weiblichen Umgang in Stadt und Umgegend. Nur der Besuch von Anco wurde ihm nicht gestattet, weil zu befürchten stand, daß dort trübe Erinnerungen an seine Mutter störend auf ihn wirken könnten. Er besuchte ihn häufig, jedoch weniger als Arzt, wie als älterer, berathender Freund. Alsbald bemerkte er mit Vergnügen, wie der von Natur kräftige junge Graf im Kreise von Altersgenossen den Freuden des Lebens eifrig nachging und sich um Vergangenheit und Zukunft recht wenig bekümmerte. Ihn von schädlichen Ausschweifungen zurückzuhalten, hatte er nicht nöthig, da er dazu nicht neigte.

Bei dieser Lebensweise machte es sich ganz von selbst, daß Bosco über manche Dinge ein Licht aufging, die ihm früher verschleiert waren. Unter anderem wußte er, ohne daß Jemand mit Absichtlichkeit davon gesprochen hätte, auch bald, daß sein Vater in ganz

Italien als ausschweifender Lebemann bekannt war; und die Furcht vor ihm verwandelte sich zu einem guten Theil in Verachtung, wenn er daran dachte, welch ein trauriges Dasein er seine arme Mutter hatte führen lassen. Auch das blieb ihm nicht verborgen, daß seine Mutter Vermögen hinterlassen hatte und daß ihm dies zufallen müsse, sobald er volljährig sei.

Als im Herbst Conte Pallavicini Anco wieder bezogen hatte, und er auf dessen Wunsch ebenfalls dorthin zurückgekehrt war, sah er sich, seinen Vater und die Welt mit ganz anderen Augen an, als im Jahre zuvor.

Er stand wieder an dem theuren Grabe, auf dem jetzt frische Blumen dufteten, und wehmüthige Gefühle stiegen in ihm auf; aber das Leben bewegte ihn jetzt zu sehr, als daß die Trauer jene überwältigende Macht hätte gewinnen können, wie damals an jenem Decemberabend.

Wieder legte sich eine leichte Hand auf seine Schulter: Margherita, rief er und trat überrascht einen Schritt zurück.

Er sah nicht mehr die Gespielin der Kinderjahre er sah das junge Weib in der üppigen Schönheit ihrer siebzehn Jahre.

Wie es kam, wußte er selber nicht, er hielt sie in den Armen und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

Sie wehrte nur halb und scherzend ab: Bosco, rief sie endlich keuchend, was fällt Dir ein? Die alte Susanna sagt, daß ich erst in zwei Jahren heirathen darf, und du thust ja, als ob Du mein Bräutigam wärest.

Ach was, rief er übermüthig, Eure alte Susanna versteht davon nichts, und schloß sie von neuem in die Arme.

Margherita! erklang plötzlich eine scharfe Stimme. Conte Pallavicini stand am Eingang des Kirchhofes; er war von der Jagd zurückkehrend zufällig vorübergekommen.

Sie hüpfte wie ein gescheuchtes Reh davon, und Bosco folgte in dumpfem Schweigen seinem Vater in das Schloß.

Dieser überhäufte ihn mit Vorwürfen, als sie allein waren, und Bosco fiel in seine alte Furcht zurück und wußte nichts zu erwidern.

Indeß bedurfte er nur weniger Tage, um ihm Selbstbewußtsein und Zuversicht wiederzugeben. Wenn er sich vergegenwärtigte, was er über seinen Vater wußte, und dann an die Vorwürfe dachte, die er ihm gemacht hatte, so kamen ihm diese vor wie Spott. Er wußte, was Liebe war, er wußte, daß er Margherita liebe, und wollte sie zu seiner Gattin machen. Nichts Vernünftiges ließ sich gegen eine solche Absicht sagen, denn daß sie arm war, konnte bei seinem Reichthum nicht ins Gewicht fallen.

Margherita war nicht in der Weise überwacht, wie andere junge Mädchen ihres Standes in Italien. Auch ihre Mutter deckte schon die Erde, und der Vater war zu sehr durch seine Angelegenheiten in Anspruch genommen; zudem vertraute er rückhaltslos der alten Dienerin Susanna, die Margherita stets begleiten sollte.

Susanna fand aber in einer Annäherung ihrer jungen Herrin an den reichen Erben Bosco Pallavicini nur etwas sehr Wünschenswerthes und war daher den Ueberredungskünsten der jungen Leute leicht zugänglich. Mit großer Vorsicht und unter strenger Verschwiegenheit wurden Zusammenkünfte verabredet und veranstaltet. Bei diesen Gelegenheiten tauschten sie aus der vollen Reinheit und Innigkeit ihrer jugendlichen Empfindung den Schwur der Treue aus, dem der Ehebund folgen sollte, sobald es möglich sei.

Mehrere Wochen genossen sie ihr stilles Glück. Aber solche Verbindungen werden fast immer entdeckt, und daß sie auch nur so lange ungestört geblieben waren, verdankten sie wohl dem Umstande, daß Pallavicini wie Mezzobaldo der Gewohnheit treu blieben, sich um ihre Kinder nicht zu bekümmern.

Eines Tages machte ein Jagdgenosse Pallavicini Andeutungen; dieser stellte Spione an und war bald hinlänglich unterrichtet. Als an einem schönen Abend Bosco und Margherita aus einem versteckten Winzer-

häuschen heraustraten, das sie schon so oft aufgenommen hatte, stand der Graf vor ihnen.

Als er darauf im Schloß seinen Sohn wieder mit Vorwürfen überhäufte, mußte er bemerken, daß er wenig Eindruck machte, und als er sich dann dazu verstieg, mit Enterbung zu drohen, wurde er durch folgende kühle Antwort überrascht:

Sie haben für eine Enterbung keinen gesetzlichen Grund. Das Majorat muß mir zufallen, wenn ich Sie überlebe. Zudem trete ich nach dem Ehevertrag, den Sie mit meiner Mutter hatten, in den Besitz ihres Nachlasses, sobald ich volljährig bin, und habe schon dann hinlängliche Mittel, um eine Frau standesgemäß zu unterhalten.

Ein anderer Vater hätte sich durch eine solche Antwort vor allem im Gefühl verletzt gefunden; in Pallavicini rief sie nur die Erwägung wach, daß die Zeit vorüber sei, in der er durch Einschüchterung etwas bei seinem Sohne erreichen konnte, und daß er daher auf andere Mittel sinnen müsse, wenn er dessen Ehe mit Margherita, die er nicht wünschte, hintertreiben wollte.

Bosco suchte schon am nächsten Tage wieder mit Margherita zusammenzutreffen, mußte sich aber nach mehreren vergeblichen Versuchen überzeugen, daß sie von der Außenwelt abgeschlossen sei — Susanna lief fort, wenn sie ihm begegnete. Er schloß daraus

richtig, daß man Mezzobaldo von dem Vorgekommenen Kenntniß gegeben habe.

Nach einigen Tagen überraschte ihn sein Vater dadurch, daß er ihn in einem freundlich vertraulichen Ton anredete, den er noch nie ihm gegenüber angeschlagen hatte:

Wir müssen uns über Ihre Zukunft und über Ihr Verhältniß zu Margherita verständigen. Sie haben jedenfalls die Absicht, sie zu heirathen? — Natürlich! Ihr jungen Brauseköpfe könnt ja Eure Freiheit nicht früh genug wegwerfen. Trauen Sie aber der Erfahrung eines gereiften Mannes — ich spreche lediglich als Ihr Freund — glauben Sie mir, es wäre eine große Thorheit. Sie sollten vor acht bis zehn Jahren noch nicht heirathen, und dann ist Margherita viel zu alt für Sie; von den Schrecknissen einer endlosen Verlobung ganz abgesehen. Auch sind die Vermögensverhältnisse Mezzobaldos doch gar zu traurig. Ich weiß, daß Ihnen das nebensächlich erscheinen wird; aber Sie werden, wenn Sie jetzt in die Welt eintreten, bald bemerken, daß es nicht genügt, reich zu sein, daß man vor allen Dingen mehr haben will als andere. Indeß mag dieser Punkt meinetwegen als Nebensache gelten, obwohl er es niemals ist — auf das Alter muß ich Sie aber noch einmal verweisen. Sie sind in zwanzig Jahren in vielen körperlichen Dingen noch wesentlich derselbe, der Sie jetzt sind, und

Margherita ist dann vielleicht schon eine alte Frau. Ich kann beim besten Willen meine Zustimmung zu diesem Jugendstreich nicht geben.

Möchten Sie auch Recht haben, rief Bosco leidenschaftlich — und ich glaube es nicht, kann es nicht glauben — aber wenn Sie auch Recht hätten, so könnte ich doch nicht mehr zurück, denn wir haben einander Treue zugeschworen und daß wir uns heirathen wollen, sobald es angeht.

Pallavicini lächelte überlegen. Ach, die Liebesschwüre! so tausendjährig, so milliardenfach wiederholt, immer die alte Geschichte! Nichts ist windiger! Könnte Ihnen denn nicht Margheritchen Ihr Wort zurückgeben; und wenn sich nun jemand fände mit großem verfügbaren Vermögen, der sie auf der Stelle heirathen könnte und auch soviel Neigung für den Schwiegerpapa empfände, daß er sich ein Vergnügen daraus machte, seine Schulden zu bezahlen — etwa ein reicher Roturier der eigens erschaffene Liebhaber für solche Fälle — könnten Sie dann grausam genug sein, ein großes Glück zu verhindern, indem Sie zögerten, die Geliebte ihres Wortes zu entbinden? Wollen Sie mir vielleicht die Vermittlung anvertrauen — eine Kleinigkeit.

Bosco hatte mit Mühe seine Erregung bekämpft: Nein, nie werde ich in so etwas willigen; nie wird Margherita von mir lassen, so wenig wie ich je von

ihr. Es schmerzt mich, solche Worte zu hören; es beleidigt mich!

Pallavicini schwieg eine Weile, dann begann er wieder in ruhigem und wohlwollendem Tone:

Es ist ein eigenthümliches Verhängniß, daß wir gereiften, erfahrenen Männer gerade in den Dingen von der Jugend meistens nicht verstanden und nicht beachtet werden, in denen unser Rath am überlegensten und nützlichsten ist. Ich sollte kein Haarbreit von meinem Vorsatze abgehen, in diese Ehe nicht zu willigen, sollte sie mit allen Mitteln zu verhindern suchen; aber was hülfe es, Sie würden unglücklich werden, weil sie unglücklich werden wollen. Die Jugend hat in solchen Dingen einen harten Kopf und ist zu den unglaublichsten Entschlüssen, zum Selbstmord fähig. Wenn ich Ihnen vorhalte, daß Sie zwar in weniger als zwei Jahren volljährig werden, daß Sie dann aber doch noch während mehrerer Jahre zum Heirathen meiner Einwilligung bedürfen, so thue ich das nur, um daran einen Vermittelungsvorschlag zu knüpfen. Sie werden sich selber kaum der Vorstellung überlassen haben, daß Sie schon alsbald heirathen könnten. Gehen Sie zwei Jahre auf Reisen, amüsiren Sie sich, wie und wo Sie wollen, es soll Ihnen an den reichlichsten Mitteln nicht fehlen, aber versprechen Sie mir, daß Sie vor Ablauf von zwei Jahren den Boden Italiens nicht wieder betreten wollen. Sollten Sie

dann noch an Ihrem Vorhaben festhalten, sollte sich dann noch kein Ausweg finden oder Sie keinen annehmen wollen, dann willige ich in die Ehe, und zwar soll sie dann sogleich abgeschlossen werden.

Dieser Vorschlag hatte für Bosco Verlockendes und Beängstigendes. Zwei Jahre der Trennung von Margherita erschienen ihm wohl wie eine endlos lange Zeit, aber doch mußte er sich sagen, daß er, wenn er nicht einwillige, jedenfalls auf die Verbindung noch länger werde warten müssen. Der Gedanke, daß er oder Margherita anderen Sinnes werden könnte, kam ihm garnicht; er sah es als selbstverständlich an, daß sie nach Ablauf von zwei Jahren den Bund für die Ewigkeit schließen würden.

Nach kurzem Schweigen erbat er sich Bedenkzeit, die bereitwillig gewährt wurde.

Großes Verlangen empfand er, zunächst Margherita zu sprechen, aber er mußte sich bald überzeugen, daß es nicht möglich war. Auch ein Brief, den er durch die Post bestellen ließ, kam unerbrochen zurück. Das entschied; er mußte annehmen, daß er ohnehin Margherita auf lange Zeit nicht werde sehen können — er gab sein Ehrenwort und reiste ab.

Sein nächstes Reiseziel war Wien, wo er viele Verwandte hatte. Selten genug mag es vorkommen, daß ein junger Mann in einer so gedrückten Stimmung wie Bosco Pallavicini einem Leben voll rauschender

Vergnügungen entgegengeht. Indeß gewöhnte er sich bald an das Treiben der Wiener hohen Gesellschaft und fand auch Gefallen daran; aber er suchte nicht in betäubenden Ausschweifungen Vergessenheit, wie sein Vater vielleicht erwartet hatte. Seine Gedanken weilten oft und gern bei Margherita, und im bunten Treiben der glänzendsten Bälle erweckte in ihm die Erinnerung an ihre einfache, jugendfrische Erscheinung ein wohliges Gefühl. Nur wurde ihm die völlige Unkenntniß ihrer Lage mit der Zeit immer peinlicher. Er wagte es, verstohlen bei seinem Vater anzufragen, was dieser aber unbeachtet ließ; er erhielt von ihm überhaupt nur Briefe mit ganz kurzen Weisungen in Geldangelegenheiten.

Endlich schrieb er an den Arzt, der sich so freundschaftlich zu ihm gestellt hatte, und erfuhr von ihm, daß bald nach seiner Abreise auch Mezzobaldo mit seiner Tochter Anco verlassen habe, ohne daß jemand wisse, wohin er gegangen sei. Die böse Welt behaupte, er habe sich seinen Gläubigern für einige Zeit unsichtbar machen wollen.

Das weltstädtische Leben in Wien und Paris gefiel ihm je länger je besser, und die zwei Jahre flogen viel schneller dahin, als er erwartet hatte, aber doch freute er sich, als sie zu Ende gingen, denn eine gewisse bange Besorgniß wollte ihn nicht verlassen.

Margherita gedachte seiner in Treue und Hin-

gebung und hielt ihr Wort so heilig, wie nur je ein ehrliches Mädchen. Aber alles, was Drohung, was Verführung, was betrügerische Vorspiegelungen vermögen, stürmte auf sie ein. Ihrem Vater war jedes Mittel recht, um aus seiner drückenden Lage herauszukommen; sie sollte der Preis werden, mit dem er das zurückerkaufte, was er Glück nannte.

Bosco konnte endlich voll Bangigkeit und süßer Hoffnung die Heimreise antreten. Eine Befürchtung, die sich ihm oftmals nahte war die, daß man die Geliebte unfindbar verborgen halten und so das Versprechen umgehen könne.

Nein, er fand sie, wie er in Anco eintraf, aber als — — die Gattin seines Vaters.

vide: Don Karlos.

XXI.

Lieutenant Arnt geräth wieder in die Botmäßigkeit eines Familienrathes. Wie der gütige Onkel unter veränderten Umständen sich ausnimmt.

Doctor Arnt hatte sich schließlich doch entschieden, noch einmal eine Hauslehrerstelle anzunehmen, nachdem, namentlich in Folge von Hültens Bemühungen eine recht günstige Gelegenheit gefunden worden war. Des Majorathsherrn v. August auf Riedhof jüngster Sohn, der noch das Gymnasium besuchte, war eben von einer schweren Krankheit genesen und sollte auf Rath der Aerzte noch einige Monate Landluft und sorgsame Pflege genießen. Damit er nicht zu sehr in den Schulkenntnissen zurückkomme, sollte Arnt mit ihm täglich einige Gegenstände, mehr gesprächsweise als streng lehrend, durchnehmen. Hülten, der auch Herrn v. August kannte, versicherte ihn ausdrücklich, daß er in dessen Hause höfliche und freundliche Aufnahme finden werde, wenn er auch auf völlige Gleichstellung mit den Familiengliedern nicht rechnen

dürfe. Er wußte recht wohl, daß diese Redensart zu bedeuten habe, daß er eine Mittelstellung zwischen Dienerschaft und Herrschaft einnehmen werde, war aber schon so abgehärtet, daß ihm diese Aussicht wenig Kummer machte. Da das zugesicherte Honorar gut war, so erschien die Stelle nach jeder Richtung annehmbar.

Als der Tag der Abreise herannahte, kam eines Abends, nicht ganz unerwartet, aber auch nicht bestimmt erwartet, sein Bruder Wilhelm an. Er war in Civil und sah sehr niedergeschlagen aus. Schon seit einigen Wochen hatte die Mutter Briefe bekommen, in denen er über Kränklichkeit, Ohrensausen, Herzklopfen und andere Leiden klagte und durchblicken ließ, daß er vielleicht aus Gesundheitsrücksichten den Dienst werde verlassen müssen. Die Mutter hatte diesen Bemerkungen, da er bisher tadellos gesund gewesen war, wenig Beachtung geschenkt und sie auf vorübergehende Verstimmung geschoben; in der That war auch der Grund seiner Entlassung ein anderer.

Er hatte sich eines Tages mit Lieutenant Hallbauer verabredet, der nicht sehr entfernten Seestadt einen Besuch abzustatten. Der kurze Urlaub war bewilligt, und nach einem munteren Essen im Casino bemerkte er ihm, daß er nur noch nach Hause gehen und Civilkleidung anlegen wolle und ihn dann abholen werde. Hallbauer paßte das nicht, denn er hatte kein „mensch-

liches" Civil zur Verfügung, und behauptete daher, daß es viel angenehmer sei, in Uniform zu reisen, daß man in der Eisenbahn von den Schaffnern bevorzugt, überall mit Auszeichnung bedient werde und dergleichen. Lieutenant Arnt reiste lieber in Civil, ahnte aber den wirklichen Grund der Abneigung gegen bürgerliche Kleidung bei Hallbauer und wollte seinem Kameraden nicht unbequem werden, und so wurde denn diese Reise in Uniform unternommen. In der Seestadt überließen sie sich mancherlei Genüssen und auch dem von zwar wohlschmeckenden, aber etwas zu schweren Getränken. In Arnt kam in Folge dessen die mißtrauische und zanksüchtige Stimmung auf, von der er lange verschont geblieben war.

Am Abend geriethen sie auf Hallbauers Drängen an einen öffentlichen Vergnügungsort, den sie wohl bei nüchternen Sinnen gemieden hätten. Arnts Stimmung wurde dadurch nicht besser, daß sie hier von Männlein und Weiblein frech angeglotzt und von Matrosen und anderem Volke in einer Weise angerannt wurden, die so gut absichtlich wie unabsichtlich sein konnte. Er erkannte das Bedenkliche der Lage und mahnte zum Fortgehen; Hallbauer aber schwamm in Glückseligkeit, glaubte sämmtliche anwesende „Damen" in sich verliebt und war schwer wegzubringen. Als es ihm endlich doch gelungen war, kamen sie alsbald an einer Restauration mit sehr verlockenden Auslagen

in den Fenstern vorüber. Arnt war es ganz recht daß Hallbauer hier einkehren wollte, denn er hoffte, daß er bei einem erneuten Aufguß von Getränk bald in das Stadium der Müdigkeit verfallen und sich willenlos fortführen lassen werde. Das Schicksal wollte es aber, daß gleich nach ihnen einige Seeleute eintraten, und sehr ungezwungen an demselben Tisch sich breit machten, an dem die beiden Officiere saßen. Arnt, der an so große Rücksichten gewöhnt war, konnte jetzt seine Stimmung nicht mehr bemeistern und gab seinem Aerger und seiner Mißachtung Ausdruck.

Was dann geschehen, ist für weitere Kreise niemals aufgeklärt worden. In der Garnisonstadt gab es darüber zwei sehr von einander abweichende Darstellungen. Nach der einen, die von militairischen Kreisen ausging, waren die Officiere von den Seeleuten beleidigt worden und hatten ihre Degen ziehen wollen, waren aber durch von hinten hinzuspringende Kellner und Gäste daran verhindert worden, ihren befleckten Ehrenschild ebenso bequem als ritterlich rein zu waschen; nach der anderen, die von den wenigen militärfeindlichen Personen verbreitet wurde, die es in der kleinen Stadt gab, hatten die Officiere von den Seeleuten, die durch sie in unverschämtester Weise herausgefordert worden waren, mit ganz gewöhnlichen Stöcken, ganz gewöhnliche aber sehr gründliche Prügel bekommen. Dazwischen gab es eine Menge anderer, zum Theil sehr ins

Einzelne gehender, Erzählungen. Wie Doctor Arnt später von seinem Bruder erfuhr, kam die günstigste, von den Officieren verbreitete Nachricht der Wahrheit am nächsten. Immerhin war der Vorfall der Art gewesen, daß Lieutenant Arnt nicht mehr in seiner Stellung gelassen werden konnte, während Hallbauer mit einem blauen Auge davon kam.

Jetzt, nachdem sein Schicksal entschieden war, erzählte er im elterlichen Hause unumwunden, wie es um ihn stand. Er erregte damit bei Mutter und Schwestern zunächst stummes Entsetzen; sie konnten einen so jähen Sturz aus so glänzender Höhe in das Nichts kaum fassen. Bald aber schlug ihre Stimmung um. Sich selber nicht klar bewußt, hatten sie die Empfindung, als ob Wilhelm all die schmeichelhafte Ehrerbietung und Bewunderung, die sie ihm freiwillig entgegengebracht hatten, von ihnen verlangt, mit hochmüthiger Anmaßung verlangt hätte. Es kam ihnen jetzt vor, als wären sie von ihm beleidigt worden.

Ein besonders peinliches Gefühl verursachte es ihnen auch, wenn sie daran dachten, wie sie immer den „vornehmen" Bruder ausgespielt, sich seiner gerühmt hatten. Und nun — die theilnehmenden Fragen der Freundinnen, die sanften Blicke — — entsetzlich!!

Das alles sollte der Aermste jetzt büßen; er sollte wieder zu dem mißachteten Wilhelm von der Schulzeit

herabsinken. Sein Verschulden erschien riesengroß, obwohl es doch in Wahrheit verzeilich genug gewesen war.

Schon von der Garnison aus hatte er an seine Verlobte geschrieben, daß er sich seinerseits gebunden halte, ihr aber hiermit das Wort zurückgebe, da er ihr nicht zumuthen wolle, sein trauriges Schicksal zu theilen; sie hatte jedoch erwidert, daß sie ihn niemals verlassen werde. Was sie zu diesem Entschluß bestimmt hatte, ob Liebe, ob Pflichttreue, ob die Erwägung, daß ihr eine dritte Verlobung wahrscheinlich nicht gelingen werde, mag dahin gestellt bleiben.

Das beleidigende Benehmen der Mutter und der Schwestern wies er anfangs ein paar mal scharf zurück, bald aber erlahmte er gegenüber der zähen weiblichen Bosheit, die unermüdlich war, sich durch kein Mitleid abhalten, durch keine Furcht vor Entgegnung zurückschrecken ließ, ihr Opfer mit Kothwürfen und Nadelstichen zu verfolgen.

Mit Bangigkeit erfüllte ihn der Gedanke an eine Begegnung mit Onkel August; von ihm im wesentlichen hing seine Zukunft ab. Ob er wohl noch bereit war, ihm die hunderttausend Mark auszuwerfen, die ihm für den Fall seiner Verheirathung als Officier zugesichert waren? Dann konnte sich seine Lage noch erträglich gestalten. Er konnte sich ein oder zwei Jahre zur Vorbereitung mit Landwirthschaft beschäf-

tigen und später ein Gut pachten. Von der Höhe seiner Lieutenantsstellung war ihm zwar das Loos eines mäßig wohlhabenden Pächters nicht verlockend erschienen, jetzt erschien es ihm recht begehrenswerth.

Eine endlose, qualvolle Woche war herumgegangen, seit er die Garnison verlassen hatte. Es war zehn Uhr, er saß mit seinem Bruder allein in dem gemeinsamen Wohnzimmer, als die Mutter und Onkel August und gleich darauf auch Tante Minna eintraten. Letztere wurde sogleich abgesandt, um den Superintendenten vorzuladen, unter dem zwingenden Beifügen, daß Onkel August ihn erwarte.

Walter bemerkte, was sich vorbereitete, und stand auf, um sich zu entfernen.

Wir haben wichtige Dinge zu besprechen, sagte die Mutter in einem scharfen Tone zu ihm, worin die Aufforderung, ja der Befehl lag, zu bleiben.

So laßt euch nicht stören, entgegnete er ruhig, und ging dennoch hinaus, gefolgt von grimmigen Blicken.

Der Superintendent trat ein und begrüßte Onkel August unterthänigst. Dieser nahm in der linken Sophaecke Platz, rechts in der anderen Ecke die Frau Superintendent. Links neben dem Onkel auf einem Stuhl saß der Herr Superintendent, rechts neben Frau Superintendent Tante Minna. Wilhelm saß am Tisch dem Sopha gegenüber. Ueber dem Sopha

hing an der Wand ein Bild Friedrichs des Großen mit übernatürlich großen Augen.

Oft genügt ein Anblick, ein Geruch, ein Ton, um uns eine vergangene Zeit grell zu vergegenwärtigen. Wie oft hatten in den Schülerjahren jene großen Augen ihn vorwurfsvoll angeschaut. Jetzt stand plötzlich jene traurige Zeit in voller Lebendigkeit vor ihm. Da saßen sie wieder, die strengen Richter seiner Schwächen in derselben Ordnung, an denselben Plätzen, mit denselben Gesichtern, in denselben altfränkischen Anzügen. Nur der Platz am unteren Ende des Tisches war noch frei, von wo aus Walter so oft seine Vertheidigung geführt hatte.

Jetzt füllte sich auch dieser Platz, denn die älteste Schwester war leise hereingetreten und nahm ihn ein. Sie glich aber nicht einem schützenden Engel, sondern eher einer Rachegöttin mit ihrem erdfahlen Gesicht und den eingekniffenen Lippen.

Alle schwiegen eine Weile, wohl zur Erhöhung der Feierlichkeit, dann begann die Mutter:

Wilhelm ist ja nun richtig vom Militär weggejagt worden. Nicht einmal zum Lieutenant ist er zu gebrauchen, was doch jeder Schafskopf werden kann.

Jao, seufzte Onkel August, gelärnt haot er jao rein gaornichs; es is traurig, daß die Jugend heutsutaog nichs mehr lärn' will.

Wilhelm hätte sowohl der Mutter als dem Onkel

gern die wohlverdiente Zurechtweisung ertheilt; aber er dachte an seine traurige Lage, an die Aussicht auf die hunderttausend Mark und bezwang sich.

Natürlich muß er im Staatsdienst bleiben, erklärte die Mutter, das werden wir doch wohl noch durchsetzen können.

Sie hatte davon gehört, daß verabschiedete Officiere zuweilen Anstellungen im Civildienst erhielten.

Wilhelm ist fortgejagt und nicht pensionirt, entgegnete die Schwester scharf. Fortgejagte Officiere sind aber zu garnichts zu gebrauchen und haben auf garnichts Anspruch; es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß er Landmann wird.

Jao, wenn er daozu Talent haot, destillirte Onkel August mit einem Ausdruck in Gesicht und Sprache, als ob gar nicht daran zu denken sei, daß er einem so ungeheuer schwierigen Beruf gewachsen sein könne.

Er kann ja auch Kaufmann werden, Zigarrenreisender zum Beispiel, meinte die Schwester.

Der Kaufmannsstand ist heutsutaog sehr wenig reell, entgegnete Onkel August mit einem unverschämten Blick auf seine Schwester Minna.

Ich werde es nie dulden, daß mein Sohn ein Ellenreiter wird, erklärte die Frau Superintendent mit einem eben solchen Blick.

Jetzt trat ein peinliches Schweigen ein, und alle

Blicke richteten sich auf Onkel August, denn alle wußten, worauf es im Grunde ankam.

Dieser schaute ruhig, scheinbar verdrossen vor sich hin. In der Stille weidete er sich an der Verlegenheit seiner Verwandten, empfand er mit hohem Genuß die Macht seines Reichthums. Er schwieg beharrlich, und von den anderen wagte Niemand zu sprechen, bis endlich Wilhelm sich ermannte. Er wollte Gewißheit haben und wollte seiner beschämenden Lage ein Ende machen:

Es scheint Euch mehr daran gelegen zu sein, mich zu kränken, sprach er zu Mutter und Schwester gewendet, als mir einen Rath zu ertheilen, den ich übrigens gar nicht erbeten habe. Ich weiß recht wohl, wie Ihr alle, daß meine Zukunft in Onkel Augusts Hand liegt. Keiner meiner Vorgesetzten, keiner meiner Kameraden, wird mir das Zeugniß versagen, daß ich ein tüchtiger Officier gewesen bin. Es ist nicht einzusehen, weßhalb ich nicht auch ein tüchtiger Landmann werden sollte. Allerdings kann man in der Landwirthschaft ohne Geld nichts anfangen, aber, Onkel August, Du hast mir ja hunderttausend Mark für den Fall meiner Verheirathung mit Fanny zugesichert, und wenn . . .

Jao, unterbrach ihn der Onkel barsch, die hunderttausend Mark hätte ich Dir gegeben, wenn Du als Officier geheiraoth't hätt'st, weil 'n Offizier Geld

braucht zum Heiraoth'n — das weißt Du recht gut. Mein Wort haob ich ümme gehalten und das will ich auch, das weißt Du recht gut; un wenn Du morg'n wieder Officier wirst un morg'n heiraoth'st, dann kriegst Du auch morg'n Dein Geld, das weißt Du recht gut. Zum Wegschmeißen haob ich aober mein Geld nich, un zum Landmann bist Du nich zu gebrauchen, denn gelärnt haost Du jao rein gaornichs.

Wilhelm hielt noch an sich. Er hatte während der Officiersjahre Vertrauen, ja einen gewissen Grad von Zuneigung für den gütigen Onkel gefaßt und konnte nicht glauben, daß er sich so plötzlich und aus so wenig stichhaltigem Grunde von ihm abwenden wollte.

Du scheinst verstimmt zu sein, Onkel August. Aber was mir zugestoßen ist und mich aus der Carriere gedrängt hat, ist doch ebensowohl ein Unglück als ein Verschulden zu nennen, jedenfalls beweist es nichts dafür, daß ich nicht ein tüchtiger Landmann werden könnte. Und wenn Du doch einmal hunderttausend Mark opfern willst, kann es Dir doch gleich sein, ob Du sie mir als einem Offizier oder als einem Landmanne zuwendest. Du wirst . . .

Das is mir gaor nich egaol, un ich kann thun, was ich Lust haob, un ich haob keine Lust, hunderttausend Mark wegzuschmeißen. Gelärnt haost Du jao rein gaornichs.

Wilhelm erhob sich: Ihr scheint es nur darauf

abgesehen zu haben, mich in meiner schlimmen Lage zu verhöhnen. Ihr zuletzt habt Ursache, mir vorzuwerfen, daß ich wenig gelernt hätte, denn ich stehe in meinem Wissen immerhin weit über Euch. Glücklicherweise habe ich so viel Kenntnisse, daß ich, namentlich unter Berufung auf meine Vergangenheit als Officier, für manche Aemter in Staats- und Communaldienst nur einer kurzen Vorbereitung bedarf. Wenn Vater mir nur die hundertundfünfzig Mark, die er mir als Zulage ausgesetzt hatte, weiter giebt, so kann ich mir in kurzer Zeit aus eigener Kraft eine erträgliche Lebensstellung erringen, und ich werde es an Fleiß nicht fehlen lassen.

Na, denn erring' Dir man maol was aus eigne Kraft, sagte Onkel August, mit einem scheußlichen Grinsen den Superintendenten über die Schulter anblickend.

Dieser senkte den Blick zur Erde.

Du wirst ja sehen, wie weit Du mit Deiner Frechheit und Deinem Trotz kommst, rief die Mutter.

Jao, es is traurig, daß die Jugend heutsutaog nichs mehr lärn' will, sagte Onkel August, indem er sich erhob.

Du kannst heut zum Essen bleiben, sagte die Mutter, ebenfalls sich erhebend über die Schulter hinweg zu ihrer Schwester.

Der Superintendent verabschiedete sich höflich, fast

unterwürfig von Onkel August, was dieser mit Herablassung entgegennahm, und eilte in sein Studirzimmer.

Der Familienrath war überstanden.

Walter Arnt führte einen für Mutter und Schwestern recht ärgerlichen Lebenswandel. Wenn kein triftiger Grund ihn anders bestimmte, wie an dem Morgen des eben beendeten Familienraths, an welchem er eine Dame erwartete, die ihn wegen ihres Sohnes um Rath fragen wollte, blieb er den ganzen Vormittag ununterbrochen in Studien vertieft in seinem Zimmer, demselben ärmlichen, kahlen Zimmer, das er in der Schülerzeit und jetzt wieder mit Wilhelm zusammen bewohnte. Nach dem Mittagessen machte er bei jedem Wetter einen großen Spaziergang, dann vergrub er sich wieder hinter Büchern. Auf diese Weise entzog er sich den Liebenswürdigkeiten der holden Weiblichkeit im Hause fast gänzlich. Das Empörendste aber war, daß er nicht an dem meist aus Milchsuppe bestehenden Abendessen theilnahm, sondern eine Restauration aufsuchte und dort mit Bekannten Bier kneipte. Daß der Superintendent des Abends keine Milchsuppe vertragen konnte, sondern sich erholen mußte, war für die Mutter — weniger allerdings für die Töchter — selbstverständlich, daß aber Walter jeden Abend ausging, war unerhört; auch andere Familien nahmen Anstoß daran.

Die beiden Brüder waren bisher ziemlich kalt aneinander vorübergegangen, keiner von beidue wußte den richtigen Ton zu treffen, um nach der eingetretenen Entfremdung, die durch Wilhelms Lieutenantsdünkel hervorgerufen worden war, wieder anzuknüpfen.

Als Walter am Abend nach dem Familienrath um zehn Uhr nach Hause kam, fand er Wilhelm beim fahlen Schein eines Talglichtes im Zimmer sitzend, bleich, mit entstellten Zügen. Er wollte schon wieder nach kurzem Gruß stumm ein Buch ergreifen, aber ein zweiter Blick auf den Bruder stimmte ihn um.

Dir muß von Neuem etwas zugestoßen sein Wilhelm, sagte er freundlich nach kurzem Bedenken. Sprich Dich offen aus, das thut immer gut; ich empfinde keine Verstimmung mehr gegen Dich.

Hiermit war das Eis gebrochen. Der Bruder erging sich in bitteren Klagen gegen sein Schicksal, gegen die Lieblosigkeit von Eltern und Geschwistern. Der Tag hatte ihm die herbsten Enttäuschungen gebracht. Nach Beendigung der ihn tief verletzenden Verhandlungen des Familienraths hatte er am Nachmittag den Vater aufgesucht, um mit diesem ernstlich die Zukunft zu besprechen. Er war bei ihm auf abweisende Kälte gestoßen und hatte nur zu seinem Entsetzen erfahren, daß er ihm gar nichts gebe könne, daß auch die hundertundfünfzig Mark Zulage monatlich vom Onkel bezahlt worden seien, daß er sich also an

diesen wenden müsse, wenn er Geldunterstützung finden wolle. Das erschien ihm aber unmöglich, nachdem er ihn am Morgen wieder in seiner ganzen Bornirtheit und Rohheit kennen gelernt hatte.

Von diesem Abende an waren die alten vertrauten Beziehungen zwischen den Brüdern neu geknüpft, Walter mußte aber schon wenige Tage darauf nach Riedhof abreisen.

XXII.

Doctor Arnt wird wieder Hauslehrer. Vergleich zwischen Herrn v. August und Onkel August. Referendarius v. August als Gleichmacher.

Doctor Arnt lernte in dem vierzehnjährigen Sohne des Herrn v. August einen bescheidenen und liebenswürdigen Knaben kennen, der ihm seine ohnehin schon leichte Thätigkeit noch angenehmer machte. Der älteste Sohn und voraussichtliche Majoratserbe war Referendar in Berlin, der zweite Lieutenant in einem Gardecavallerieregiment. Auf diesen folgte eine Tochter Cäcilie, eine junge Dame von gewinnender Freundlichkeit, aber nicht gerade hübsch, trotz ihrer achtzehn Jahre. Sie stand dem Hauswesen mit Klugheit und Sicherheit vor, denn die Mutter war schon vor mehreren Jahren gestorben.

Ein ganz merkwürdiger Kauz war der alte von August. Er gehörte einer untergehenden Spielart norddeutscher Junker an, die vielleicht dereinst den Culturforscher interessiren wird, und soll deßhalb hier mit möglichster Treue gezeichnet werden.

Seine hervorstechendste körperliche Eigenschaft war Wohlbeleibtheit. Wer ihn ruhig sitzen sah, konnte ihn für einen sehr wohlhabend und gesund aussehenden, etwas aufgeblasenen Bäckermeister halten. Wenn er sich aber bewegte und sprach, bemerkte man sogleich, daß er etwas anderes sein wollte, und bald auch, daß er in der That etwas ganz anderes war.

Durch Aehnlichkeiten und Gegensätze erinnerte er mannigfach an Onkel August. Führte dieser beständig das „heutzutage“ im Munde, so war v. August alle Augenblicke mit einem „es wird nicht eher wieder besser werden, als bis . . . .“ zur Stelle.

Es wird nicht eher wieder besser werden, als bis die Kirchenstrafen wieder eingeführt sind, sagte er, und dachte dabei an die schmähliche Schaustellung unglücklicher Mädchen, wie die protestantische Kirche sie noch in unserem Jahrhundert veranstaltet haben soll; allerdings mehr zur Schande der Behörden, die solche Auswüchse eines widerlichen Pfaffenthums aufkommen ließen, als zur Schande jener armen Geschöpfe.

Es wird nicht eher besser werden, als bis die körperliche Züchtigung wieder eingeführt wird, meinte er, wobei er sich und seinesgleichen und was nach seiner Vorstellung nur entfernt an ihn heran reichte, von der Möglichkeit, gegebenen Falls gezüchtigt zu werden, vorsichtig ausnahm, wohl aber in die breiten, als

Prügelsubstrat zu betrachtenden Massen, die kleinbürgerlichen Kreise mit einbegriff.

Auch Onkel August war im Grunde seines Herzens für Anwendung reichlicher Prügel, vorausgesetzt, daß er und seinesgleichen weit über der Möglichkeit standen, einer so geringschätzigen Behandlung jemals zu verfallen; er wagte es aber nicht auszusprechen, weil er sich, der Mode der Zeit folgend, liberal vorkam. In Wirklichkeit bestand sein ganzer Liberalismus nur darin, daß er Adligen und Officieren die bevorzugte Stellung nicht gönnte, die sie entweder in der That inne hatten oder sich anzumaßen suchten.

Heutzutage können ja nur noch die Junker etwas erreichen, war ein von Onkel August oft ausgesprochener Satz.

Es wird nicht eher besser werden, als bis sämmtliche Adelsvorrechte wieder hergestellt sind, dachte v. August, sprach es aber nicht aus, wenigstens nicht öffentlich.

Von August bildete sich auf seine adlige Geburt soviel ein wie auf seinen Reichtum, obwohl er für das eine so wenig gethan hatte wie für das andere. Onkel August war ein aufgeblasener bürgerlicher Protz. Beider Grundfehler war der Hochmuth. Beide wollten sie sich über andere erheben, obwohl keine innere Kraft sie dazu berechtigte.

Indeß muß anerkannt werden, daß von August,

wenigstens wenn er es nicht sein wollte, in seinem Benehmen nicht so abstoßend war wie Onkel August; und zum Beispiel verarmten Standesgenossen gegenüber war von August stets freundlich, während Onkel August gerade solche gern seine Überlegenheit fühlen ließ. Doch war wiederum Onkel August zu thätiger Hülfe eher bereit als von August, wenn nur sein Hochmuth und seine Herrschsucht ihre Rechnung dabei fanden.

Beide glaubten etwa gleich viel oder gleich wenig, jedoch zeigte Onkel August — vielleicht wegen seinem Liberalismus — in religiösen Dingen Gleichgültigkeit, während von August Strenggläubigkeit zur Schau trug, um dazu beizutragen, die unwissende Menge in der Furcht Gottes zu erhalten, diese Menge, zu der er sich nicht rechnete, denn er hatte etwa eine Tertianerschulbildung, war in seiner Jugend Küirassirlieutenant gewesen und hatte vor allen Dingen als Adeliger durch Geburt von Gottes Gnaden einen weiteren Blick und ein tieferes Urtheil als andere Menschen. Diese Gottesfurcht sollte dann neben vielen anderen schönen Dingen auch die Ehrfurcht vor dem Adel zeitigen. Aber es half ihm nichts, denn niemand nahm ihn zum Vorbild, auch der kleinste Kleinbürger lachte oder ärgerte sich über seinen Adelsdünkel und seine Frömmigkeit je nach Laune und Charakter.

Gott Mammon war der mächtigste Herrscher, und in seinem strahlenden Palast buhlten der Adlige und

der Bürgerliche gleich eifrig um Gunst, und keiner gönnte dem anderen den Vortritt.

Doctor Arnt fand sich in Riedhof bald zurecht und fühlte sich wohler dort als in Quitzow. Herr von August behandelte ihn allerdings etwas kühl und herablassend, auch durfte er in politischen und einigen anderen Dingen, in denen jener das Monopol der Weisheit hatte, selbständige Ansichten nicht laut werden lassen. Ebensowenig durfte er Widerspruch äußern, er mochte hören, was er wollte — und es kamen oft niedliche Dinge zu Tage. Doch war sein neuer Brodherr ihm gegenüber, seiner Grundstimmung nach, freundlich und wohlwollend und auch wohl darauf bedacht, ihm das Leben erträglich zu machen. Er wurde niemals, wie in Quitzow, durch ungehörige Anforderungen belästigt, die freie Verfügung über die Zeit wurde ihm auf das sorgfältigste gewahrt. Er bewohnte zwei bequeme und hübsch eingerichtete Zimmer, und die Dienerschaft begegnete ihm mit Achtung. Für seine leiblichen Bedürfnisse wurde fast zu ausgiebig gesorgt.

Freiin Cäcilie behandelte ihn mit einer unbefangenen Liebenswürdigkeit, die ihn anfänglich ganz verblüffte. Er konnte daran ermessen, für wie unübersteigbar sie die Kluft hielt, die ihn von ihr trennte.

Er durfte sie sogar zuweilen auf Spaziergängen begleiten, für so völlig ungefährlich galt er. Es wurde ihm nicht schwer, dem liebenswürdigen Mädchen

gegenüber den stets dienstbereiten Hausgenossen zu machen; besonders war er bei seiner weitumfassenden Belesenheit imstande, theilweise für ihre Unterhaltung zu sorgen, indem er ihr passende Bücher verschaffte, wodurch er sich noch mehr in ihrer Gunst befestigte.

Die beiden ältesten Söhne kamen häufig von Berlin herüber; es waren ein paar in Wirklichkeit hochstehende junge Herren. An ernster geistiger Arbeit hatte das plumpe Junkerthum sich abgeschliffen. Da sie mit ihren tüchtigen Kenntnissen geistige Regsamkeit, Lebhaftigkeit und feinste Form verbanden, so waren sie in ihren Kreisen sicherlich die besten Gesellschafter für Doctor Arnt aber waren sie schlimmer als nichts; sie hielten ihn mit einer wahrhaft eisigen Höflichkeit fern. Der Lieutenant ließ sich noch zuweilen zu einem Scherzwort, zu einer launigen Redensart, herab, der Referendar aber blieb stets in gletscherhafter Höhe. Dem Vater gegenüber klang es in seinen Bemerkungen zuweilen wie leichter Spott hindurch, was den alten Herrn jedesmal reizte.

Ein wehmüthiges Gefühl beschlich Arnt, wenn er daran dachte, daß die Zeit noch garnicht weit zurücklag, in der er mit solchen Herren auf dem Fuße der Gleichheit verkehrt hatte.

Als der alte August sich einmal wieder für Prügelstrafe erwärmte, entgegnet der Referendar in seinem leichten Ton: Ich weiß nicht recht; es wäre doch ein

zu tiefer und schmerzlicher Eingriff in die höchstpersönlichen Rechte eines freien Bürgers.

Der Lieutenant lachte und meinte, es wäre aber doch gar nicht übel, wenn man so einen rechten frechen Kerl mal ordentlich könnte durchprügeln lassen. Vater August aber entgegnete verstimmt, daß man in solchen Sachen nicht scherzen solle.

Wie könnte ich wohl, sagte der Referendar, zumal diese Frage auch ihre schwierigen Seiten hat. Du wirst schwerlich dafür sein, daß jeder Staatsangehörige, ob hoch oder niedrig, unter Umständen geprügelt werden soll.

Natürlich nicht, entgegnete Papa August mit Entrüstung.

Dann müßte also zunächst die Gleichheit aller vor dem Strafgesetz aufgehoben werden.

Das wäre auch sehr gut. Es wird nicht eher wieder besser werden, als bis . . . . .

Da liegt aber schon die erste große Schwierigkeit. Wie soll man bei unseren heutigen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen, wo alle Grenzen sich verwischt haben, wo zum Beispiel jemand von der Geburt bis zum Tode fast sämmtlichen Ständen angehört haben kann, die Unterscheidungslinien ziehen.

Man muß an die historisch überlieferten Stände wieder anknüpfen; der Adel und die Geistlichkeit waren von jeher privilegirt und eximirt, begann Papa

August eine längere Aussprache, in welcher Doctor Arnt Blicke in Weisheitstiefen eröffnet wurden, die ihm Schwindel, fast Uebelkeit verursachten. Auch die Söhne schienen, nach ihren Gesichtern zu urtheilen, ähnliche Empfindungen zu haben; doch machten sie keine Einwürfe, denn sie wußten, daß sie dadurch den Erguß nur verlängert hätten.

Es trat eine Pause ein, die der Referendar wieder unterbrach:

Ich verspreche mir von Aenderungen der Strafgesetze überhaupt nicht viel. Wesentlicher wäre es, das Elend, die Ursache so vieler Mißstände, an der Wurzel zu fassen. Gelingt es den Regierungen, mit der Gesetzgebung, die sie jetzt angebahnt haben, wenigstens die schreiendste Noth zu beseitigen, die untersten Klassen zu heben, sie in eine wirthschaftlich wenigstens einigermaßen gesicherte Lage zu bringen, dann wird auch sehr vieles wegfallen, was jetzt die Strafgerichte beschäftigt.

Hiermit war aber wieder eine Schleuse aufgezogen. Herr von August war seinen Untergebenen ein ganz guter und wohlwollender Herr, aber sie sollten alles nur seinem guten Willen verdanken, von Rechten jener ihm gegenüber wollte er nichts wissen, daher war ihm auch die „Hebung der unteren Klassen“ ein Greuel. Er ließ sich noch eifriger und breiter aus, als vorher, und warf sogar unter anderem seinem

Sohne vor, daß er auch schon von der Verruchtheit der Zeit befallen sei, von jener Sucht nach Gleichmacherei, die kein Hoch und kein Niedrig mehr anerkennen wolle.

Ein merkwürdiger Gleichmacher, dachte Doctor Arnt, ich habe noch nie einen Mann gesehen, der es besser verstanden hätte, als dieser Herr Referendarius Baron v. August, eine Mauer um sich zu ziehen und seinem Nebenmenschen durch ein Nichts klar zu machen, daß er hoch über ihm zu stehen wünsche.

Die Tage, an denen die Söhne oder andere zum Besuch kamen, waren die weniger angenehmen für Arnt, denn sein Stolz war doch noch nicht so weit gebeugt, daß er es nicht bitter empfunden hätte, wenn er bemerken mußte, daß man ihn keineswegs als einen gesellschaftlich Gleichstehenden betrachtete. Das Leben an den gewöhnlichen Tagen aber wurde ihm je länger je angenehmer, wozu auch der Umstand beitrug, daß v. August das würdevoll zurückweisende Benehmen, das er sich vorgenommen hatte, auf die Länge nicht durchführen konnte, vielmehr mit der Zeit immer vertraulicher wurde. Als er nach einigen Monaten schied, hatten wenigstens zwei Personen des Riedhofer Hauses einen dauernden Platz in seinem Herzen gefunden, der alte v. August und sein liebliches Töchterchen.

XXIII.

Ein etwas grausiges Kapitel.

Na, aber die Scheel, sagte die Frau Oberamtmann Papupp scharf, na d i e . . .

Ja d i e! secundirte Fräulein Obrecht.

Mich soll nur wundern, ob Doctor Arnt es in Wustrow bei Scheels aushalten wird. Es hat doch niemand dort lange bleiben mögen, und der letzte Hauslehrer ist ja auch wieder Knall und Fall bei Nacht und Nebel fortgelaufen, ohne daß einer weiß, warum. Blos der alte Inspector Havermann sitzt ja seit Menschengedenken dort fest; und warum d e r dort so lange aushält . . . .

Ja, d e r! sagte Fräulein Obrecht.

Wenn ich jetzt so an Doctor Arnt denke, scheint es mir doch, als ob er ein recht hübscher Mann war, und ich kann mir wohl vorstellen, daß sich ein Mädchen in ihn verlieben kann, besonders seit er bei uns ein bischen Manier angenommen hatte. Meiner Tochter, der Irräfin, hätte das allerdings nie passiren können.

Dafür ist sie auch ein kaltes, giftiges Mensch, dachte Fräulein Obrecht, sagte aber: Nein, dazu hat sie zuviel angeborenen Adel.

Diese Redensart gebrauchte sie zum hundert und so und so vielten Mal, erreichte damit aber stets, wie auch diesmal wieder, den Erfolg, daß die Frau Oberamtmann sich geschmeichelt fühlte. Denn wenn ihre Tochter angeborenen Adel hatte, so mußte doch ihr als Mutter nothwendig ein Verdienst daran zustehen.

Nachdem sie sich genugsam mit diesem schönen Gedanken gekitzelt hatte, begann sie wieder:

Doctor Arnt kann froh sein, daß er hier bei uns ein bischen Manier gelernt hat, denn sonst wäre er in Riedhof bei Herrn v. August wohl nicht so gut zurecht gekommen.

Ja, er hat hier viel gelernt, bemerkte Fräulein Obrecht, und dachte kurz: Du Gans!

Ich möchte ihn recht gern einmal wiedersehen; wenn Fräulein Bahnsen hier wäre, käme er wohl sicher.

Ach, die ist ja längst verlobt und hat dadurch natürlich allen Reiz für ihn verloren.

Nun, er kommt vielleicht auch so — Er hat ja allen Grund, dankbar zu sein, denn ich bin doch immer sehr gut zu ihm gewesen.

Nur zu gut, meinte Fräulein Obrecht mit leichtem Vorwurf.

Warum nur der letzte Candidat so plötzlich aus Wustrow weggelaufen ist. Gewiß wieder solche grausige Spukgeschichte.

Hu! ich kann nie ohne Grauen an Wustrow denken.

Ja, sagte Frau Oberamtmann nach einigem Nachdenken, ich kann ja natürlich nicht abergläubisch sein, das verbietet mir meine Bildung, aber Du kannst mir sicher glauben, ich habe mich das letzte Mal in Wustrow nicht getäuscht. Als ich einen Augenblick im sogenannten Damenzimmer allein war, fühlte ich deutlich, wie sich von hinten zwei schwere Tatzen auf meine Schultern legten und ein heißer Athem mich anwehte — doch ein wunderbares Phänomen —, und als ich mich umdrehte, war natürlich, wie immer, nichts zu sehen, aber ich glaubte deutlich das schreckliche Lachen zu vernehmen, das in Wustrow schon so oft gehört worden ist — es kann ja natürlich nur eine optische Täuschung gewesen sein.

Und als wir am Abend im Dunkeln an dem Park vorbeifuhren, da sahst Du wieder den schwarzen Riesenhund mit dem feurigen Rachen.

Ich könnte darauf schwören, so deutlich habe ich ihn gesehen; es muß aber doch wohl eine physikalische Erklärung dafür geben. Brrr! Ich könnte es in dem Hause nicht aushalten, und ich glaube, Frau Scheel ist auch schon beinah wahnsinnig aus lauter Angst und Grauen.

Die ist complett verrückt, sagte Fräulein Obrecht giftig.

Sie muß irgend etwas Schreckliches auf dem Gewissen haben, denn manchmal steht ihr die helle Angst auf dem Gesicht. Und er ist auch ein alter unheimlicher Mensch; na der!

Ja, der! sagte Fräulein Obrecht.

Frau Oberamtmann schwieg eine Weile, dann begann sie wieder scharf: Na, aber die Scheel, na die.

Ja die! secundirte Fräulein Obrecht.

Doctor Arnt war in Wustrow eingetroffen. Einige Tage, ehe seine Anstellung in Riedhof zu Ende ging, hatte Hülten ihm diese Stelle vorgeschlagen. Gutsbesitzer Scheel hatte mit seiner zweiten Frau einen Sohn, der zu Michaelis auf das Gymnasium geschickt werden und, wenn möglich, in Tertia Aufnahme finden sollte. Wenige Wochen vor Michaelis hatte sein Lehrer, in der That, ohne daß ein Grund dafür bekannt wurde, Wustrow plötzlich verlassen. Da es sehr wichtig war, daß der Schüler gerade in den letzten Wochen vor dem Aufnahmeexamen nicht ohne Unterricht blieb, so war Arnt sehr willkommen. Das Honorar war gut; wenn er es zu den Riedhofer und früheren Ersparnissen schlug, so konnte er sich zum Oberlehrerexamen vorbereiten, ohne seines Vaters oder

des Onkels Hülfe in Anspruch zu nehmen. Der schönen Hoffnung auf die Universitätscarriere entsagte er endlich. Er reiste von Riedhof gradeswegs nach Wustrow, ohne Tangel zu berühren, wohin nichts ihn zog. Nachrichten erhielt er von dort nie; auch Hülten hatte in dem Briefe von seiner Familie niemals was erwähnt.

Hatte er sich in Riedhof von Anfang an behaglich gefühlt, so konnte er in Wustrow durchaus nicht warm werden, ohne daß er eine hinreichende Erklärung dafür hätte angeben können. Die Frau war ein Jammerbild, das Mitleid erregte; aber das wußte er ja schon von Quitzow her. Herr Scheel war ein unheimlicher Mensch, aber er war ihm gegenüber tadellos höflich und freundlich. Sein Schüler war ein kränklicher, mißmuthiger Knabe, aber er gab sich alle Mühe und kam gut vorwärts. Eine räthselhafte Erscheinung war ihm der alte Inspector Havermann. Auch er rief das Mitleid wach; ein feierlicher Ernst, eine thränenschwere Entsagung lastete auf seinem Wesen. Er schien die Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit selbst zu sein, und dennoch wurde er von Scheel barsch, geradezu unwürdig behandelt. Warum ließ er sich das nur gefallen? Er mußte doch schon Vermögen gesammelt haben, konnte jedenfalls leicht eine andere Stelle bekommen. Warum blieb er zwanzig und mehr Jahre in dem unheimlichen Wustrow, wo sonst niemand ein ganzes Jahr aushielt.

Wäre ich nur erst aus diesem verwunschenen Zauberschloß fort, dachte er nach vierzehn Tagen, als er bemerken mußte, daß es ihm immer unheimlicher wurde, anstatt daß er sich mit der Zeit an Haus und Familie gewöhnt hätte. Er ertappte sich darauf, daß er des Nachts nicht mehr durch dunkele Zimmer gehen mochte, und schämte sich. Aber was half es, daß er sich durch Willenskraft zu der gefürchteten Handlung zwang, des beklemmenden Gefühls wurde er doch nicht Herr. Wie gern hatte er in Quitzow und in Riedhof im Mondlicht unter den alten Bäumen gewandelt; hier war es ihm, als müßte hinter jedem Baum etwas Unheimliches hervorspringen, als starrten aus den dunkeln Gebüschen glühende Augen ihn an. Alle Spukgeschichten aus der Kinderstube, die er längst vergessen glaubte, traten ihm wieder lebhaft in die Erinnerung. Und was war denn das! Fühlte er nicht, wie sich zwei schwere Tatzen ihm von hinten auf die Schultern legten und wie ein heißer Athem ihn anwehte?

Es war zu dumm! Er begrub sich mit doppeltem Eifer in seine Bücher, um die thörichte Phantasie zu meistern.

Sein Zimmer lag über dem, welches Scheel gewöhnlich benutzte. Er fühlte sich schon wieder etwas freier, weil der Tag der Abreise ganz nahegerückt war,

als eines Nachmittags das Grollen zorniger Stimmen aus jenem Zimmer heraufklang.

Jetzt unterschied er die Stimme Scheels, dann auch die seines Sohnes Ferdinand, den er in Quitzow einige Male gesehen hatte.

Eine Höllenwuth mußte in diesen beiden Männern kochen, denn es war schauerlich anzuhören, obwohl er nur einzelne Worte verstand. Er war gewiß kein Feigling, aber er wäre gern weit fortgelaufen, wo er diese gräßlichen Stimmen nicht hörte.

Schieß, wenn Du es wagst, hörte er jetzt ganz deutlich die Stimme des Sohnes, was liegt mir an dem elenden Leben, das Du vergiftest hast.

Eine Pause trat ein; Arnt lauschte in athemloser Spannung. Da! .... zwei Schüsse krachten kurz hintereinander.

Jetzt hielt es ihn nicht mehr. Er flog die Treppe hinunter; in einem Augenblick stand er an der Thür, wo er schon den alten Havermann traf, feierlichen Ernst in Gesicht und Haltung wie immer, aber ohne eine Spur von Erregung. Die Thür war verschlossen, aber seinem heftigen Drucke wich das Eisen. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihnen. Der alte Scheel mußte gegen sich selber von unten nach oben geschossen haben, denn die Schädeldecke war abgesprengt, und das Gehirn lag daneben. Auch der Sohn lag regungslos in einer Blutlache.

Da stürzte Frau Scheel herein. Ohne ihren Mann mit einem Blicke zu beachten, warf sie sich über Ferdinand, umschlang ihn und bedeckte ihn mit leidenschaftlichen Küssen, wobei ihr Gesicht und ihre Kleider mit dem dampfenden Blute sich netzten — grausig anzusehen!

Er lebt! er lebt! kreischte sie wahnsinnig auf, als er die Augen öffnete.

Er lebt! rief Arnt in heftiger Erregung Havermann zu. Rasch! rasch! eilen Sie, so schnell Sie können, zum Arzt.

Ich möchte lieber hier bleiben, entgegnete dieser völlig ruhig. Die Kutschpferde stehen im Stall, fahren Sie, Sie können den Doctor ja gleich mitbringen.

Arnt war froh, von dieser Stätte des Entsetzens hinwegeilen zu können, und war in etwa einer Stunde mit dem Arzt zurück.

Die erklärenden Ursachen des schaurigen Auftritts sind nie in die Oeffentlichkeit gedrungen. Wer aber die „Episode" im Kapitel XX gelesen hat, wird ihn verstehen, wenn er für Bosco Pallavicini Ferdinand Scheel und für Margherita Mezzobaldo Grethchen Mittelkühn setzt, zweite Frau des eben verlebten Gutsbesitzers Scheel, und wenn er erfährt, daß ein unglückliches Wesen lebte, von dem Vater und Sohn bis vor wenig Stunden nichts gewußt hatten, und von dessen Dasein hier der Schleier nicht weiter gelüftet werden soll.

XXIV.

Wie es Wilhelm Arnt inzwischen ergeht. Onkel August macht sein Testament. Doctor Arnt erhält einen ganz überschwänglichen Brief.

Von Wustrow ging Arnt nach Tangel zurück. Bis zum Beginn des Semesters war es noch weit, er konnte dort ebenso gut arbeiten wie in Berlin, da ihm die Universitätsbibliothek in Folge seiner Beziehungen zur Verfügung stand; und thunlichst langer Aufenthalt in der Familie war trotz aller Unannehmlichkeiten der beschränkten Mittel wegen wünschenswerth.

Er wunderte sich, Wilhelm nicht mehr anzutreffen, und erfuhr von der Mutter, daß dieser so „vernünftig“ gewesen sei, Onkel August um Hülfe zu bitten.

Ja, bemerkte die älteste Schwester, er konnte sich natürlich, nachdem er eine so glänzende Stellung eingenommen hatte, nicht mit einer Bettelexistenz begnügen wie . . . . .

Wie wer? fragte Walter.

Wie Du zum Beispiel.

Was für eine Stellung hat er denn? fragte Walter, sich an die Mutter wendend.

Einstweilen ist er noch nicht wieder angenommen, aber Onkel August unterhält ihn glänzend, und er wird ganz sicher bald wieder Officier, und zwar Kavallerieofficier, Onkel August will es so. Nur schade, daß er garnicht mehr zu uns kommt; ich bin denn doch seine Mutter, und dann seine Schwestern . . . .

Daran bist Du schuld, denn Du hast ihm immer vorgehalten, daß er Subalternbeamter werden müsse.

Nein Du, Du hast ihm immer schnippisch zugeredet, daß er Cigarrenreisender werden sollte.

Nein Du, denn Du hast immer zu ihm gesagt, du schämtest Dich, ihn so im Hause herumlungern zu sehen.

Ich verbitte mir das!

Ich mir auch! Du hast immer gesagt . . . . u. s. w.

Wo ist er denn jetzt? fragte Walter, als die beiden Damen sich endlich wieder beruhigt hatten.

Er lebt hier in der Stadt; aber wie!! sagte die Schwester. Wie ein feiner Gentleman, dessen man sich wahrhaftig nicht zu schämen braucht wie . . . . .

Walter wußte, ohne zu fragen, daß er es war, dessen man sich zu schämen hatte.

Am nächsten Tage glaubte er seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er Wilhelm sehr fein gekleidet

auf einem schönen Pferde über den Marktplatz reiten sah, hinter sich einen berittenen Knecht in buntem Dienstanzuge. Ja, er hielt sich zwei Pferde, einen Diener und eine Stundenfrau, hatte sich mit seinem hübschen Hausrath eine bequeme Wohnung eingerichtet und speiste üppig im ersten Hotel der Stadt.

Auch er hatte sich ja vorgenommen, sich nicht vor Onkel August zu beugen, nachdem er so beleidigend von ihm behandelt worden war. Wenn er seine Pferde und seine Hauseinrichtung verkaufte, so erhielt er eine Summe, mit der er bei großer Sparsamkeit ein paar Jahre leben konnte, und innerhalb dieser Zeit mußte sich ja etwas passendes finden.

So hatte er es Anfangs vor, aber es stürmte zu vieles auf ihn ein, dem seine Festigkeit nicht gewachsen war. Die Zukunft, die sich jetzt ihm bot, stand in zu grellem Gegensatz zu derjenigen, die er sich bis vor kurzem ausgemalt hatte. Was ihr bisher den Hauptreiz gegeben hatte, das war der Stempel der Vornehmheit, die ihm nach seiner Vorstellung in immer steigendem Maaße anhaften sollte; und nun — — — Subalternbeamter!

Er liebte Fanny Wendland leidenschaftlich, obwohl er jetzt Gelegenheit fand, sich von ihrer Herzlosigkeit zu überzeugen. Und nun sie, deren bezeichnende Eigenschaft kalter Hochmuth war, als die Frau eines Subalternbeamten! Falls es unter solchen Umständen

zur Heirath kam, woran er mit gutem Grunde zweifelte. Welch ein Leben in ärmlichen Verhältnissen, in niederer Stellung mit einer solchen Frau! Er glaubte schon jetzt einen Vorgeschmack davon zu bekommen in dem Benehmen seiner Mutter und seiner Schwestern. Mit welcher Geringschätzung behandelten sie ihn, mit welchem Entsetzen erfüllte sie der Gedanke, daß „ihr" Sohn, daß „ihr" Bruder Subalternbeamter werden sollte. Die Mutter trieb ihn unablässig an, zu Onkel August zu gehen, und machte ganz anderen Eindruck als bei Walter. Einige Schritte, die er that, belehrten ihn, welche Schwierigkeiten er obendrein noch zu überwinden haben werde, um zu jenen geringgeschätzten Stellungen zu gelangen. Es half nichts! So grimmig sein Stolz sich aufbäumte, er ging zum Onkel und wurde sehr schlecht aufgenommen. Tief beschämt, verzweifelt kam er zurück. Aber die Mutter richtete ihn wieder auf, drang wieder und wieder in ihn; und er ging wieder zum Onkel August, betete und bettelte abermals und abermals und ward erhört, nachdem er hinlänglich in den Staub gekrochen war.

Nachdem der Onkel ihn einmal zu Gnaden aufgenommen hatte, stellte er ihn sehr glänzend. Dafür hatte er verschiedene Gründe. Je mehr Geld er gebrauchte, je höher die Lebensführung war, an die er sich gewöhnte, um so sicherer und fester blieb er von ihm abhängig. Dann hatte sich in ihm ein tiefer

Haß gegen Walter Arnt festgesetzt, weil dieser sich lieber ärmlich und mühselig durchschlagen, als seinen erniedrigenden Beistand anflehen wollte; er sollte einmal sehen, was der Onkel gewähren konnte und wollte, wenn man seine Gunst erwarb. Endlich weil er — gewiß mit Unrecht — annahm, daß er ihn leichter wieder in die Officierscarriere hineinbringen werde, wenn er ihn zu einem prunkenden Auftreten veranlaßte. Ihn wieder zum Officier zu machen, dafür wollte er sein Mögliches thun, denn gerade weil dieser Stand ihm Mißbehagen einflößte, und trotzdem seine Achtung erzwang, schien es ihm ganz besonders genußreich, einen Officier in Händen zu haben, den er beliebig in den Koth werfen, und mit dem er andererseits prahlen konnte. Cavallerieofficier sollte er werden, denn das Leben und die Ansprüche eines Infanterieofficiers schienen ihm, nachdem er sie durch seinen Neffen näher kennen gelernt hatte, viel zu bescheiden.

Onkel August hatte für alle Erscheinungen des gemeinen Lebens einen scharfen Blick, und so war es ihm denn auch nicht entgangen, daß Officiere, die in der Weise wie sein Neffe verunglückt waren, zuweilen durch Hinterpförtchen wieder Zutritt zur Carriere fanden. Er hielt, wohl mit Recht, dafür, daß durch Protection in solchen Angelegenheiten viel zu erreichen sei; er erinnerte sich, daß sein Schwager in hochangesehenen Familien Hauslehrer gewesen war und als

tüchtiger Lehrer in gutem Andenken stand. Einer der Herren war inzwischen commandirender General geworden; hier wollte er den Hebel ansetzen; er befahl den Schwager vor sich.

Haost Du Dir schon was ausgedacht, was nu eigentlich aus Wilhelm'n werden soll? fragte er.

Der Superintendent hatte an Angenehmeres als an so etwas zu denken und antwortete mit nein.

Du denkst doch auch an rein gaor nichs; an rein gaor nichs denkst Du, als an Dein Fressen un Saufen. Was meinst Du woll, was aus Deine Jungs geworden wär', wenn ich mich sie nich angenommen hätt' — was meinst Du woll!

Der Superintendent schwieg bekümmert.

Saog maol, erinnerst Du Dich noch an Herrn von Z . . . ?

Ei freilich, lieber Schwager, gewiß erinnere ich mich des Herrn.

Weißt Du denn auch, was der jetzt is.

Ja wohl, lieber Schwager, der ist Corpscommandeur und wohnt zur Zeit in Berlin.

Un fällt Dir nu noch nich ein, was aus Wilhelm'n werden soll, un was Du für ihn thun kannst?

Der Superintendent ahnte, daß irgend etwas Unheilvolles herannahte, und verneinte schüchtern.

Du bist doch as so'n Jöhr; as so'n dummen Jung bist Du! Was meinst Du woll, was so'n Generaol

zu saogen haot. Meinst Du nich, daß der Wilhelm'n wieder auf die Sprüng helfen könnt'?

Der Superintendent fühlte, daß man eine unangenehme Thätigkeit von ihm verlangen wolle, und dachte nicht einen Augenblick an seinen Sohn, sondern nur, wie er sich ihr entziehen könne.

Der wird sich meiner schwerlich noch erinnern, meinte er.

So??? entgegnete Onkel August und sah ihn vernichtend an. So??? Du bist doch bei ihm zwei Jaohr im Haus' gewesen.

Solche Herren haben für Unsereinen ein kurzes Gedächtniß, stammelte der Superintendent unsicher.

So??? Du meinst woll, meine Schwester hätt' mir nicht gesaogt, daß er noch alle Jaohr einmaol an Dich schreibt. Du bist jao'n Lügenmaul, schämst Du Dich denn gaornich? Nein Du schämst Dich gaornich mehr, Du hast nich für'n Pfennig Schaom un Ehrgefühl mehr in'n Leib'!

Der Superintendent blickte betrübt vor sich nieder.

Du sollst morgen nach Berlin reisen, un sollst dem Generaol die Sach ordentlich auslegen, daß Wilhelm eigentlich nich viel verbrochen haot, un daß er wieder Officier un daß er Cavallerieofficier werden soll. Und ordentlich 'n bischen beweglich sollst Du das machen, von Vaterlandsliebe und Königstreue un

unglückliche Familie un arme Braut; Flausen machen verstehst Du jao famos.

Das war dem Superintendenten eine schreckliche Zumuthung. In Tangel fühlte er sich so wohl und sicher wie der Karpfen in seinem Teich; wenn er aber aus der Stadt und der nächsten Umgebung herauskam, glich er fast diesem Fisch, wenn er seinem Element entzogen ist, an Unbeholfenheit. Von Berlin hatte er ganz abenteuerliche Vorstellungen. Schon am Bahnhof harrte der Taschendieb des unglücklichen Fremden. Der Bauernfänger heftete sich an seine Sohlen und verfolgte ihn auf Schritt und Tritt. Der Raubmörder lauerte in den Ecken. Teuflische Jungfrauen suchten ihn zu umstricken. Die Angst gab ihm den Muth der Verzweiflung, so daß er dem furchtbaren Onkel August, wenn auch nur schüchtern, zu widersprechen wagte.

Nach Berlin reisen kann ich nicht. Bei meiner schwachen Gesundheit, bei meinem Alter. Bei meiner angestrengten Thätigkeit, die .... — hier traf ihn ein so höhnischer Blick, daß er stockte. — Ich habe in den nächsten Tagen wirklich viel zu thun. Und dann bei meiner großen Unerfahrenheit .....

Onkel August verharrte in eisigem Schweigen, und der Superintendent wiederholte mehrmals dieselben Redensarten in immer ängstlicherem, zuletzt fast weinerlichem Ton.

Dummen Snack! fuhr Onkel August endlich heraus, is das 'n Quatsch! Ich will Dir maol was saogen, mein Jünging, Du fährst morgen früh um sechs mit 'n ersten Zug nach Berlin. Es ist Dir ganz gesund, wenn Du maol zur rechten Zeit aufstehen mußt, un Dich nicht bis in 'n hellen Tag im Bett herumräkeln kannst. Ich bin morgen um sechs an der Baohn, un wenn Du die Zeit verschläſſt un nich pünktlich bist, dann mach Dich man auf was gefaßt, mein Jünging.

Der Superintendent griff noch einmal nach einem Strohhalm: Ich kann nicht reisen, ich habe kein Geld, stöhnte er.

Das hätt'st Du mir gaornich erst zu saogen brauchen; wir sind an's End von's Vierteljaohr, und dao haost Du jao nie kein Geld nich, Du klackerst jao mit's Geld herum as so'n dummen Bengel von Lieutenant oder Student.

Er griff ins Portemonnaie und warf ihm verächtlich über den Tisch drei Hundertmarkscheine zu:

Dao haost hundert Thaoler, ich schenk's Dir, Du willst jao in Berlin doch wieder fressen und saufen, un dann mußt Du jao auch woll 'n gut Trinkgeld haoben, wenn Du für Deine Jungs was thun sollst.

Der Superintendent steckte das so beleidigend hingeworfene Geld ein und fühlte sich etwas behaglicher. Namen wie Dressel, Julitz, Hiller tauchten in seiner Erinnerung auf, und daß er gehört habe, wie der arme

Fremde in den Localen jener Biedermänner, wenn er sie mit Hülfe von Droschken, Dienstleuten und rettenden Schutzmännern unversehrt erreicht habe, sich recht wohl sein lassen könne, vorausgesetzt, daß er etwas daranwenden wollte. Er bedankte sich gerührt und war entlassen.

Am nächsten Morgen erschien er, dem gemessenen Befehle gehorchend, pünktlich auf dem Bahnhofe, wo der Onkel ihn schon erwartete.

Der Bescheid, den er aus Berlin mitbrachte, lautete nicht ungünstig. Der General hatte ihn freundlich aufgenommen und auf seinen beweglichen Vortrag erwidert, daß er genaue Berichte einfordern werde, und daß er ihm einige Hoffnung machen könne, wenn die Sache nicht schlimmer stände, als es den Anschein hätte. Natürlich müsse der ehemalige Lieutenant von vorne wieder anfangen.

So war Wilhelm Arnt wieder ein glänzend gestellter junger Mann und Cavallerieofficier in spe geworden.

Walter suchte ihn nicht auf, denn er nahm an, daß mit den reichlichen Geldmitteln und den besseren Aussichten auch der Hochmuth wiedergekommen sei. Als er ihm aber eines Tages begegnete, wurde er so freundlich und dringend gebeten, ihn in seine Wohnung zu begleiten, daß er es ihm nicht abschlagen mochte.

Schon unterwegs merkte er, daß Wilhelm in einer

ganz anderen Stimmung war, als er angenommen hatte, aber erst, als sie in der Wohnung angekommen waren, ließ er seinem Bedürfniß, sich einmal frei auszusprechen, freien Lauf. Keine Spur von Uebermuth zeigte sich, Scham und Zorn waren es, die seine Zunge führten.

Nein, dieser Onkel August!! dieser ... dieser ... — ich finde keinen Ausdruck für den Menschen. Du glaubst nicht, Walter, was er mir alles gesagt hat, was ich alles habe einstecken müssen, Du kannst Dir keine Vorstellung machen von einer solchen Gemeinheit, Rohheit und Frechheit. Hätte er früher den hundertsten Theil von dem gewagt, was ich jetzt habe ertragen müssen, ich hätte keinen Pfennig mehr von ihm angenommen und hätte ihm gezeigt, wie man Menschen seiner Art behandeln muß. Aber jetzt! Was soll ich machen! Ja, wenn Fanny nicht wäre, ich kann nicht von ihr lassen und will meinem Worte treu bleiben, obwohl sie es nicht verdient, denn sie hat kein Herz und beleidigt mich noch in meinem Unglück — aber ich kann nicht von ihr lassen. Sonst wollte ich meine Sachen verkaufen und lieber die geringste Schreiberstelle annehmen, als in solcher Schande leben, der Sclave eines brutalen Dummkopfs. Aber Fanny wird nie die Frau eines Subalternbeamten werden wollen, daher muß ich das alles ertragen. Ach, wie beneide ich Dich, Walter, um Deine Freiheit; wie beneide ich

Dich, daß Du dem Onkel frei die Stirne bieten kannst, daß Du ihm zeigen kannst, daß Du Dich für besser hältst, daß Du hoch über einem solchen brutalen Geldprotz stehst.

Und dieser Unsinn, daß ich nun durchaus wieder Officier werden soll, obwohl ich unter den obwaltenden Umständen nicht die geringste Lust dazu habe — ich würde zehnmal lieber Landwirth; aber das geschieht bloß, damit er und Mutter mit mir prahlen können.

Die hunderttausend Mark will er mir jetzt auch nicht geben, sondern gerade das Commißvermögen, dazu allerdings noch eine Zulage. Aber es ist ja ganz klar, wozu diese Einrichtung getroffen wird; damit ich betteln, betteln, betteln soll! Es ist zum Verzweifeln, diese Schande!

Nun, Dein Martyrium währt vielleicht nicht lange, bemerkte Walter tröstend, Onkel August ist in den Siebzigern.

Wenn er mir nur nicht rund heraus erklärt hätte, daß keiner seiner Verwandten ihn beerben soll. Darum ist es ja gerade eine solche teuflische Niederträchtigkeit, daß er mich zur Cavallerie bringen will, in der ich mit meinen kärglichen Mitteln, wenn er eines Tages die Augen zumacht, noch übler dran bin als bei der Infanterie.

Was willst Du jetzt machen, Walter, fragte er, als er sich endlich ein bischen beruhigt hatte.

Ich werde in diesem Winter das Oberlehrerexamen machen.

Ach, wie beneide ich Dich! Hätte ich doch nur die Schule durchgemacht, so könnte ich mir jetzt auch schon eher helfen.

Er vergaß hierbei, daß es nicht am Wollen, sondern am Können gelegen hatte, wenn er ohne Reifezeugniß von der Schule abgegangen war, was Herren seiner Art oft begegnet.

Komm mit zum essen, sagte er, als es ein Uhr schlug. Entschuldige, ich habe Dich nicht gerade angenehm unterhalten; aber das Bedürfniß, mich einmal auszusprechen, war zu groß, und Du bist der einzige Mensch hier, dem gegenüber ich es wagen kann; Du wirst jetzt keine Klagen mehr von mir hören.

Walter war es recht, denn er benutzte jede Gelegenheit gern, die es ihm möglich machte, einem Zusammentreffen mit seiner Mutter und den boshaft gewordenen Schwestern aus dem Wege zu gehen.

Wilhelm ließ gleich nach der Suppe Champagner bringen. Das ist nicht gerade Gebrauch, bemerkte er leise zu seinem Bruder, aber Du darfst es mir nicht übel nehmen, es ist dasjenige Getränk, welches mir am leichtesten über gewisse Stimmungen hinweghilft, und ich glaube, Du trinkst es auch gern.

Sehr gern.

Sie saßen jetzt recht lange hinter den Gläsern

und wurden ganz vergnügt; der böse Onkel wurde mit keiner Silbe mehr erwähnt.

Dieser war inzwischen damit beschäftigt, in seinem bequemsten Lehnstuhl sitzend ein gutes und reichliches Mittagessen angenehm zu verdauen. Er war in bester Laune und dachte, wie in dieser Stimmung immer, an sein Geld. Ja er war ein reicher Mann, nicht im Sinne der Großindustrie oder der hohen Finanz, wohl aber im bürgerlich-agrarischen Sinne ein reicher, ja ein sehr reicher Mann, denn er blieb mit seinen Hunderttausenden nicht weit von einer Million Thaler entfernt.

Ja es lebte sich recht gut so. Alles beugte sich vor dem reichen Manne, und die Familie noch ganz besonders vor dem reichen Onkel. Der Superintendent machte ihm fast keinen Spaß mehr, weil er zu windelweich war; aber Wilhelm, den hatte er jetzt ordentlich im Respekt, wo war der stolze, ihn herablassend behandelnde Lieutenant von ehedem geblieben.

Sein Gesicht verfinsterte sich plötzlich. Er ballte die Faust und schüttelte sie, als ob er jemand an der Kehle hätte.

Walter! na täuw' man*), Du kümmst mi uck noch, verfluchte Slüngel!

Was war denn das! Hatte er geschlafen? Ihm

*) Anmerkung Täuw' man = warte nur.

war mit einemmale die Besinnung fortgewesen. Er wollte aufstehen, aber die Kniee zitterten ihm so, daß er in den Stuhl zurücksank. Die gute Stimmung war fort, ihm war recht unbehaglich, ja recht beklommen zu Muthe.

Und nun tauchte vor seiner Phantasie ein bleiches Frauenbild auf, und es war, als ob sie ihm winkte. Er war mit ihr verlobt gewesen, aber als er den Rostocker Onkel beerbt hatte, da hatte er sie sitzen lassen, um eine Reichere zu heirathen, und sie hatte sich ertränkt. Seit Jahrzehnten hatte er an sie nicht mehr gedacht, und was war denn auch an der dummen Geschichte dran.

Dummen Snack, murmelte er und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

Wieder wollte er aufstehen, aber wieder sank er in den Sessel zurück.

Jetzt hörte er klopfen und rief: Herein!

Seine Wirthschafterin trat ein, blieb aber erschrocken an der Thüre stehen.

Mein Gott, Herr Hilgendorf, wie sehen Sie aus? rief sie.

Wie soll ich denn aussehen? Was geht Sie das an? Was wollen Sie denn eigentlich.

Ich wollte wegen der Fische mit Ihnen sprechen.

Die können Sie heut' Abend braoten. Schicken Sie jetzt maol gleich zum Justizraoth Müller, er soll

sofort kommen, ich haob was sehr wichtiges mit ihm abzumachen.

Soll ich nicht auch gleich zum Arzt schicken?

Thun Sie, was Ihnen gesaogt wird! Was fällt Ihnen eigentlich ein; Sie sind doch sonst nicht so naoseweis. Was soll ich mit so 'n dömlichen Docter; die Docters verstehen allzusammen nichs.

Das Gespräch mit der Wirthschafterin hatte ihm gut gethan, ihn munter gemacht, er konnte jetzt im Zimmer auf und ab gehen.

Ja, er wollte jetzt endlich sein Testament machen. Zwar wußte er nur, daß seine Verwandten nichts bekommen sollten, was aber sonst zu verfügen sei, war ihm noch unklar; Müller würde indeß schon Rath wissen.

Als Walter nach dem muntern Mittagessen aus dem Hotel nach Hause kam, wurde ihm ein Geldbrief gebracht, den er, ohne die Werthangabe zu beachten, öffnete; eine unerwartet große Summe fiel ihm in die Hand.

Nach dem furchtbaren Zusammenbruch in Wustrow war er abgereist, ohne an sein Honorar erinnern zu mögen. Die Summe war aber doch zu beträchtlich, als daß er bei seinen schmalen Mitteln auf sie hätte verzichten können. Er hatte daher an Ferdinand Scheel geschrieben, dessen Verwundung sich als eine leichte

herausgestellt hatte, und erhielt jetzt folgende Antwort:

„Lieber Herr Doctor!

Ich sage Ihnen meinen aufrichtigsten, wärmsten Dank für die freundliche und zartfühlende Art, in der Sie in meinem namenlosen Elend mich aufzurichten suchen. Möchte Ihnen der schauerliche Abgrund, dem ich zum Opfer gefallen bin, für immer verschleiert bleiben.

Ach! niemand auf der Welt habe ich mehr und werde ich mehr haben, dem ich menschlich nahetreten könnte; einsam und elend bin ich geworden in meinen noch jungen Tagen wie nur je ein unglücklicher, verlassener Greis. Wenn etwas mich aufrichten, einen Schimmer von Lebensfreude in mir erwecken könnte, so wäre es der Gedanke, einem Menschen, der dessen würdig ist, behülflich zu sein, zum Glück, zu einem ersehnten Ziele zu gelangen. Sie sind ein solcher Mensch, der würdigste, den ich mir denken kann; ich weiß mehr von Ihrer Vergangenheit, als Sie wohl annehmen. Ich weiß, welchem schönen Ziele Sie zustrebten, und wie traurig Sie im ersten Anlauf ohne Ihr Verschulden gescheitert sind. Weisen Sie die Hülfe eines Unglücklichen, der in ihr einen Trost, eine Erquickung findet, nicht zurück. Die Summe, die Sie in diesem Brief finden, wird für einige Zeit reichen; ich habe im Augenblick nicht

mehr zur Verfügung, aber ich werde Ihnen mehr senden.

Ich mache mein Vermögen flüssig und ziehe aus dieser Gegend fort, in der jeder Baum, jeder Busch mir mein Elend entgegenschreit; vielleicht finde ich auf Reisen, im Reiz schöner Gegenden, Betäubung."

Dieser Brief versetzte Walter in eine nicht gerade angenehme Stimmung. Er war endlich fest entschlossen gewesen, das Oberlehrerexamen zu machen; jetzt gerieth er wieder ins Schwanken. Sollte er diese Hülfe eines wildfremden Menschen annehmen? Wenn nun die sentimentale Stimmung verrauchte, in der er offenbar geschrieben hatte. Wenn er auf Reisen u. s. w. Betäubung und vielleicht noch vielmehr fand, würde er ihm dann nicht als ein Ueberlästiger erscheinen, der sich an die Stimmung eines Augenblicks anklammern, sie zu seinem Vortheil ausnutzen wollte. Wenn er doch nur endlich hätte Ruhe finden können, er hatte sich ja schon ganz mit dem bescheidenen Loose eines Lehrers ausgesöhnt.

Der Brief hatte noch ein Postscriptum:

„Lassen Sie sich, ich bitte Sie dringend, doch nicht durch übertriebenes Zartgefühl beeinflussen. Ich werde Ihnen noch viel senden müssen, und freue mich darauf, haben Sie doch um Gotteswillen Ver-

trauen zu mir. Auch will ich Ihnen ja keineswegs Geschenke aufdrängen; Sie sollen mir alles zurückgeben, wenn Sie können, meinetwegen mit Zinsen."

— — — — —

Was nun!

XXV.

Es kommt wieder einmal alles ganz anders.

Frau Doctor Bahnsen verbrachte auch diesen Herbst wie den vorjährigen, wieder mit ihrer Tochter in Lewenhagen.

Es war ein prächtiger, warmer Tag, die Sonne strahlte vom blauen Himmel herab auf das bunte Laub, weiße Spinnenfäden hingen an den Stoppeln und schwebten auf zum lichten Aether. Wally saß am offenen Fenster in ihrem Zimmer im ersten Stock und blickte durch die klare Luft hinüber auf die hohen Baumwipfel des Quitzower Parkes. Sie dachte, — wie, ach, so oft — an Walter Arnt. Dort kam ein Mann auf dem Fußpfade gegangen, der durch die Wiesen von Quitzow nach Lewenhagen führte. Oftmals hatte sie ihn mit freudigem Erwarten auf diesem Fußpfade herannahen sehen.

Sie träumte eine Weile vor sich hin, dann dachte sie an den Mann, der der ihre werden sollte. Nein! an Herrn Langemak war wirklich ernsthaft nichts auszusetzen; und dennoch hätte sie so gern etwas auszu-

setzen gefunden. Sie sann und sann. Der Mann auf dem Fußpfade bog jetzt in den Steig ein, der auf den Lewenhagener Garten zuführte; wieder schweiften ihre Gedanken zu Arnt ab. Ach, jetzt weilt er wohl schon in irgend einem kleinen Landstädtchen und versauert und verbauert dort in der engen Thätigkeit eines Lehrers, und er war doch gewiß zu großen Leistungen befähigt, ein Mann wie jene, die mein guter Vater so oft hoch gepriesen hat.

Der Wanderer war jetzt ganz nahe gekommen. War es möglich! nein — — doch, doch! er ists! er ists wahrhaftig! es ist Doctor Arnt!

Sie eilte die Treppe hinunter zu ihrer Mutter und war kaum im Stande, ihre Erregung zu bemeistern, als sie rief:

Mutter, Doctor Arnt kommt, er ist schon im Garten.

Die gute Frau, noch mit Ankleiden beschäftigt, merkte nicht das geringste und sagte gelassen:

Empfange Du ihn nur und führe ihn auf die Veranda, ich komme nach, sobald ich fertig bin.

Als sie in den Hausflur trat, kam Arnt schon herein. Er begrüßte sie mit einem Blick, in welchem eine Welt von Fragen lag, und vor dem sie die Augen niederschlug.

Frau Oberamtmann Vapupp war ungeduldig geworden, den Doctor „ihren Candidaten" einmal wieder-

zusehen, denn alle Leute, die einmal längere Zeit in ihrem Hause geweilt hatten, behielt sie, wenn sie nur nicht ganz im Bösen geschieden waren, in treuem Andenken. Sie hatte daher ihren Sohn veranlaßt, nach Wustrow an Arnt zu schreiben; der Brief aber war gerade in der Schreckenszeit eingetroffen und war ihm mit starker Verspätung nach Tangel nachgeschickt worden. Der junge Vapupp schrieb, daß sich alle sehr freuen würden u. s. w., daß auch Fräulein Bahnsen wieder eingetroffen sei und, wie man ziemlich verbürgt erfahre, zwar stark „angelobt", aber noch nicht verlobt sei.

Arnt hatte anfänglich nicht beabsichtigt, dieser Einladung nachzukommen, weil er seine Arbeiten nicht unterbrechen wollte und die Fragen über das Wustrower Schauerstück fürchtete; dann aber waren Ereignisse eingetreten, die ihn umgestimmt hatten.

Am Tage nach seiner Ankunft in Quitzow ging er, das prachtvolle Wetter benutzend, das auch zum Vorwande dienen mußte, nach Lewenhagen hinüber. Als er, dort angekommen, Wally in die Augen schaute und sah, wie ein Freudenstrahl ihr Antlitz erhellte, da loderte das Fünkchen Hoffnung, das er in stiller Herzenskammer heimlich und verschwiegen genährt hatte, hell empor.

Sie folgte ihm auf seine Aufforderung ohne Ein-

wand in den Garten, und er ging jetzt ohne Zögern gerade auf sein Ziel los.

Er sagte ihr, daß er vom ersten Augenblick an eine tiefe Neigung für sie gefaßt habe, daß er aber wegen der großen Kluft, die ihre äußere Lage von der seinen trennte, nicht gewagt habe, ihr nahe zu treten, daß er mit aller Kraft gegen seine Leidenschaft gerungen, sich jetzt aber entschlossen habe, sein Schicksal in ihre Hände zu legen. Möge sie ihn fortschicken, er werde sein Lebensloos zu ertragen suchen, möge sie ihn dann aber nicht hart abweisen, wie einen Aufdringlichen und Eigennützigen, sondern ohne Bitterkeit, in aller Freundschaft, wie seine heiße Liebe und seine treuen Wünsche es verdienten. Könne sie sich aber entschließen, ihm ihre Hand zu reichen, so werde sie ihn zum glücklichsten ... u. s. w.

Sie besann sich keinen Augenblick, sie sagte ja, und sie waren für das Leben vereint.

Als Frau Doctor Bahnsen die Veranda leer fand, war sie darüber nicht verwundert, denn sie war ja daran gewöhnt, daß ihr Töchterchen mit Arnt im Garten umherwanderte. Sie nahm eine Zeitung zur Hand, wie sie es in Erwartung des Mittagessens — sie hatte für Lewenhagen die ländliche Tageseintheilung angenommen — zu thun pflegte. Gemächlich las sie erst einen Artikel über Arbeiterwohnungen, dann einen über die voraussichtlich be-

vorstehenden Pariser Moden, die selbstverständlich, wie im größten Theil der civilisirten Welt, nachgeahmt werden mußten.

Als sie es ein Uhr schlagen hörte, verwunderte sie sich ein wenig, daß Wally noch nicht zurück war beunruhigte sich aber nicht darüber. Sie blätterte jetzt in einer illustrierten Zeitung herum und las einen Romanabschnitt; da hörte sie es halb schlagen. Jetzt hielt sie es doch an der Zeit, den jungen Leuten nachzugehen, um so mehr, als das Zeichen zum Mittagessen zu erwarten stand. Als sie um ein Gebüsch herumbog, hätte sie fast einen Schrei ausgestoßen, denn da sah sie ihre Tochter, ihre Wally, in einiger Entfernung leibhaftig stehen, wie sie eben Doctor Arnt einen kräftigen Kuß verabfolgte.

Ganz im Gegensatz zu der Handlungsweise, die die meisten anderen Mütter für angebracht erachtet hätten, kehrte sie geräuschlos um, befahl aber im Hause, daß sogleich zum Mittagessen geklingelt werde.

Wally hatte gar keine Eile gehabt, ihre Mutter von dem abgeschlossenen Liebesbündniß in Kenntniß zu setzen; denn erstens war das Zusammensein mit dem Geliebten an sich sehr angenehm, zweitens hatten sie sich über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sehr viel zu sagen, und endlich empfand sie ein klein wenig Gewissensbisse in Hinblick auf Herrn Langemak und deßwegen auch etwas Furcht vor der Mutter, ob-

wohl sie sicher sein konnte, daß diese keine ernstlichen Schwierigkeiten machen werde.

Ich schäme mich fast, sagte sie zu dem Geliebten, daß ich mich ganz so mir nichts dir nichts habe erobern lassen. Nicht einmal gekniet hast Du, und zu einem ordentlichen Liebesflehen ist es auch nicht gekommen; ich hätte Dich etwas zappeln lassen sollen, denn ich war immerhin ein bischen böse auf Dich.

Wie ist das nur möglich, ich habe doch von Anfang an nichts als Liebe für Dich empfunden und habe Dich, soviel ich weiß, nie mit einer Silbe verletzt.

Sie schwieg einen Augenblick.

Sag einmal, wer hat das wunderliche Gedicht gemacht von dem . . . von dem „schönen Weib,“ das . . . das „ins Leben tritt.“ Du weißt es ganz sicher.

Er mußte lachen über den prüfenden, fast strengen Blick, mit dem sie ihn ansah.

Wenn es weiter nichts ist, das magst Du wissen. Ich selber habe es verübt.

Kannst Du Dich aber verstellen!! Ich trau Dir garnicht mehr recht.

Ich Dir desto mehr, und bei der ungetheilten Lebensgemeinschaft, in die wir nunmehr eintreten, gleicht sich das dann wieder aus.

Auch anderes ist mir so wunderlich. Du sagst, Du hättest mich von Anfang an geliebt. Nun, ich habe schon so viel gesagt, so magst Du das auch noch

wissen — auch ich habe Dich von Anfang an gern gehabt; ich — ja, ich glaube wirklich — ich hätte Dir auch im vorigen Herbst schon die Hand gereicht, wenn Du sie begehrt hättest. Warum hast Du nun diese lange, schlimme Zeit verstreichen lassen. Ich hätte mich fast einem anderen versprochen, und ich glaube, ich wäre unglücklich geworden.

Der Abstand zwischen uns erschien so groß, daß ich es nicht wagte, mich Dir zu nahen.

Und warum hast Du es jetzt gewagt?

Ich . . . . . ja, ich konnte meiner Leidenschaft nicht mehr widerstehen.

Sie sah ihn liebend, aber schelmisch an: Das ist es nicht, das ist es wenigstens nicht allein. Du glaubst nicht, wie gut ich in der langen Zeit unserer Verlobung schon gelernt habe, in Deinem Gesicht zu lesen; es giebt noch einen anderen ganz bestimmten Grund. Die Heuchelei sollte hinfort keine Stätte mehr zwischen uns finden, Walter; sage mir den wirklichen Grund.

Er mußte wieder lachen.

Was soll ich machen einer so hochnothpeinlichen Fragestellung gegenüber. Ich wollte es erst später Deiner Mutter sagen, aber so magst Du es denn jetzt schon wissen.

Was ists denn, was ists denn? drängte sie unge-

duldig, als er einen Augenblick schwieg; so quäle mich doch nicht!

— — — — — — — — — — —

Onkel August ist ohne Testament gestorben.

XXVI.

Kann vom phantasiereichen Leser überschlagen werden, denn es kommt jetzt alles so, wie es kommen muß.

Ja, Onkel August war ohne Testament gestorben. Als Justizrath Müller eilenden Schrittes ankam, fand er ihn schon ohne Bewußtsein, und wenige Stunden darauf war er eine Leiche. Ein Schlaganfall hatte ihn hingerafft.

Was er im Leben nie hatte thun wollen, das hatte für ihn der Tod gethan; er hatte selbständige Menschen geschaffen, soweit Selbständigkeit durch Geld bedingt ist.

Das einzige Wesen auf der Welt, das ihn betrauerte, war seine Schwester, die Frau Superintendent. Obwohl auch sie oft genug unter seiner Rohheit zu leiden gehabt hatte, war sie doch stets voll Bewunderung für den reichen Bruder gewesen.

Uebrigens erschrak sie doch jäh und freudig, als sie von der Testamentslosigkeit und ihren Erbansprüchen erfuhr. Sie hielt sich für die einzige Erbin, denn daß die elende, vergessene Tante Minna an einer so glänzen=

den Erbschaft mitbetheiligt sein könne, fiel ihr nicht einmal ein, sie kam sich selber kaum würdig genug vor.

Sie war daher sehr überrascht, als sie beim ersten Erscheinen vor dem Beamten auch die Schwester Minna traf und erfuhr, daß diese Miterbin sei.

Sie legte sich die Sache nun so zurecht, daß sie mit ihren sechs Kindern zu sieben Achteln, ihre Schwester zu einem Achtel erben werde. Immerhin erschien es ihr ganz unsinnig, daß die arme, mißachtete Tante Minna über hunderttausend Thaler erben sollte; das ging doch natürlich nicht an und mußte irgendwie vernunftgemäß abgeändert werden.

Man kann sich daher ihre Entrüstung denken, als sie im nächsten Termin erfuhr, daß ihre Schwester die volle Hälfte des nach ihrer Vorstellung riesenhaften Vermögens zu beanspruchen habe.

Das geht natürlich nicht, das ist ja reiner Unsinn, erklärte sie kurz und entschieden.

Der Beamte mußte lächeln.

Haben die Damen vielleicht eine Verabredung wegen der Theilung getroffen? fragte er.

Haben Sie einen besonderen Wunsch bezüglich der Theilung auszusprechen; wollen Sie etwa ihrer Schwester oder deren Kindern eine Zuwendung machen? redete er dann Tante Minna an, als er keine Antwort erhielt.

Tante Minna schwieg.

Sie hatte bisher alle Stiche und Hiebe geduldig

ertragen, wie ein armes, altes Pferd, das vor einem Karren langsam zu Tode gemartert wird. Sie war noch ganz betäubt von all dem ausgestandenen Elend.

Die Schwester hatte ihrer, als sie von dem Anfall der Erbschaft erfuhr, ganz wohlwollend gedacht; sie wollte sie jetzt noch öfter als bisher zum Mittagessen zulassen. Jetzt sprach sie würdevoll:

Wenn Tante Minna — sie nannte ihre Schwester fast immer Tante Minna — wenn Tante Minna hunderttausend Thaler erhielte, so wäre das ja rein lächerlich, was sollte sie wohl damit anfangen? Ich dächte, wenn sie zehntausend Thaler bekäme, so wäre das wohl sehr, recht sehr anständig; und sie sollte mir auf ihren Knieen danken, so viel . . . .

Dem Beamten stand das helle Hohnlachen auf dem Gesicht.

Möchten Sie sich wohl mit zehntausend Thalern begnügen? fragte er mit fast erstickter Stimme, denn das Lachen drohte auszubrechen.

Tante Minna schwieg.

Das ist ganz selbstverständlich, erklärte die Frau Superintendent. Sie hat alle Ursache, mir sehr dankbar zu sein, wenn sie zehntausend Thaler bekommt — es ist ja eigentlich schon, viel zu viel — machen Sie nur alles so wie ich sage.

Das geht nicht an, Ihre Frau Schwester muß ihren Willen ausdrücklich erklären.

„Frau Schwester“ und „Willen erklären“, dachte Frau Superintendent, der thut ja gerade so, als ob die gerade so viel wäre wie ich.

Wie sitzst Du denn da? fuhr sie jetzt die Schwester an, du sitzst ja da wie Butter an der Sonne, so sprich doch.

Tante Minna schwieg.

Es scheint mir, als ob Ihre Frau Schwester doch nicht so ohne weiteres auf ihr gutes Recht verzichten will, sprach der Beamte ernst.

Was ist denn ihr gutes Recht, fragte die Frau Superintendent schnippisch, denn sie hatte schon vergessen, was der Beamte zu Anfang der Verhandlung vorgetragen hatte.

Wie ich Ihnen schon sagte, hat Ihre Frau Schwester, falls sie nicht freigebige Verfügungen machen will, die Hälfte des ganzen Nachlasses mit viermalhundertundsechsundfünfzigtausend Thalern zu beanspruchen.

Das ist ja aber reiner Unsinn, rief die Frau Superintendent sehr heftig, und Sie werden sich doch wohl nicht dazu hergeben, eine solche Niederträchtigkeit auszuführen, und werden mir doch wohl nicht einbilden wollen, daß das recht ist! Das wäre denn doch ein komisches Recht, das wollte ich denn doch erst mal sehen! Sie werden wohl selber nichts davon verstehen; ich bitte mir aus, daß Sie es so machen, wie ich Ihnen sage.

Frau Superintendent hatte etwas von Onkel August's Mißachtung alles Rechts und aller Juristen angenommen. Sie wurde jetzt aber in einer Weise zurechtgewiesen, die sie jäh verstummen machte. Sie hätte nie geglaubt, daß sie, die Frau Superintendent Arnt, von einem Beamten so zurechtgewiesen werden könne. Sie erfuhr bei dieser Gelegenheit auch, daß sie, die Frau Superintendent Arnt, in eine ganz gewöhnliche Haftzelle gesteckt werden könne, wenn sie sich entsprechend aufführe.

Sie suchte nun im Verlauf weiterer Verhandlungen immer von neuem ihre Schwester zu bestimmen, erreichte aber nichts weiter, als daß diese ihr Schweigen schließlich mit einem leisen aber unabänderlichen Nein vertauschte, zur nicht geringen Freude des Beamten, denn er hätte sich geärgert, wenn die verschüchterte Arme der anmaßenden und thörichten Schwester nachgegeben hätte.

Frau Superintendent glaubte das Unglaubliche nicht eher, als bis ihr in der That nicht mehr als viermalhundertundsechsundfünfzigtausend Thaler überwiesen wurden.

Daß sie eine so boshafte und undankbare Schwester von jetzt ab meiden müsse, verstand sich für sie von selbst; sie beschloß, sie nie mehr zum Essen einzuladen.

Nach ein paar Wochen besann sie sich aber darauf, daß Tante Minna aus einer der ärmsten plötzlich die reichste Frau der ganzen Stadt geworden war, und daß sie der kinderlosen alten Dame garnichts anhaben, diese hingegen ihr und ihren Kindern sehr nützlich werden konnte, und hielt es daher für schicklich, sie aufzusuchen.

Sie machte fast noch denselben verschüchterten Eindruck wie früher, nur hatte sie etwas im Blick, was der Frau Superintendent nicht recht gefiel. Als die Arme aber im Laufe des Gesprächs die Ueberlegenheit der Schwester ganz wie früher gelten ließ, als sie schließlich der herablassenden Aufforderung, doch wieder zum Besuch zu kommen, mit dem wehmüthig vorgebrachten Beifügen zustimmte, daß sie ja ihre einzige Schwester sei, da fand sie die alte Sicherheit wieder und beschloß, bei dem ersten Besuche, den sie erhielte, ihr einfach vorzuschreiben, was sie zu thun habe.

Als bei dem nächsten Besuch, der nicht lange auf sich warten ließ, die Damen bei einander saßen, ließ die Frau Superintendent sich also vernehmen:

Der Ochs von Richter hat Dir ja wahr und wahrhaftig das halbe Vermögen zugeschustert. Was soll nun aus diesem Unsinn wohl werden! Am richtigsten wird es wohl sein, Du überläßt mir und meinem Mann die Verwaltung des Kapitals und das Einziehen der Zinsen. Dazu bedarf es nur einer Vollmacht; ich

habe mich erkundigt. Wir würden natürlich dafür Sorge tragen, daß Du an nichts Mangel leidest.

Tante Minna schwieg.

Dir ist doch nicht die Zunge angewachsen? fragte eine der Töchter boshaft.

Tante Minna schwieg.

Ein Testament brauchst Du nicht zu machen, da ich ja Deine einzige Erbin bin. Nun, an so etwas denkst Du auch wohl nicht und verstehst auch wohl nichts davon.

Tante Minna schwieg.

Frau Superintendent bemerkte ihren Töchtern, daß es ihnen zuträglich sein werde, wenn sie einen Spaziergang machten, und sie gehorchten diesmal willig, was nicht oft mehr vorkam.

Das kann nicht so fortgehen, Minna, begann die Schwester, als sie allein waren, Du mußt Dich endlich einmal zum Handeln entschließen; ich glaube, Du bist ganz stumpfsinnig geworden, ich begreife Dich gar nicht. Du kannst mich morgen um zehn Uhr abholen, wir wollen dann zum Justizrath Müller gehen und alles in Ordnung bringen.

Tante Minna schwieg noch immer.

Hör' mal, ich bitte mir aus, daß Du endlich einmal vernünftige Antwort gibst!

Ja, sie erhielt Antwort, aber nicht, wie sie erwartet hatte.

Schwester Minna war vom Sopha aufgesprungen und stand vor ihr, hoch aufgerichtet. Ihr Busen wogte und die Augen flammten.

Hat Deine Schamlosigkeit denn keine Grenzen! Fühlst Du nicht, welche Schande Ihr, Du, Bruder August, Dein nichtsnutziger Mann, fühlst Du nicht, welche Schande Ihr über Euch selbst gebracht habt, indem Ihr Eure Schwester unter Euren Augen zu einem Skandal für alle anständigen Menschen in einem solchen Elend schmachten ließet. Wie viel Tage und Nächte habe ich gehungert und gefroren, gebetet und geflucht, bis ich so abgehärmt war, daß ich mein Elend kaum mehr empfand; und das unter den Augen eines schwerreichen, kinderlosen Bruders, einer wohlhabenden Schwester, eines Mannes, dessen Amt es ist, Gottesfurcht und Nächstenliebe zu predigen, der aber seinen Nächsten unter seinen Augen verhungern ließe, wenn er nur seinen schnöden Gelüsten nachkommen könnte. Und jetzt, wo der gnädige Gott mir noch einen sonnigen Lebensabend bescheert, jetzt möchtet Ihr mit Euren gierigen Krallen hinwegreißen, was mir gehört, möchtet mir ein paar bettelhafte Brocken, von dem zuwerfen, was Ihr mir raubt, mich wie eine Sclavin, eine Blödsinnige behandeln, wie bisher. Jetzt kannst Du meinen Tod nicht erwarten und hältst mir vor, daß Du meine einzige Erbin bist. O Schande, Schande, Schande über Euch! Was wäre aus mir

geworden, wenn sich nicht jenes arme alte Geschöpf, meine Vermietherin, meiner angenommen, ihr kümmerliches Brod mit mir getheilt hätte, wenn ich am Verhungern war; ihr Zimmer mir geöffnet hätte, wenn der Frost mich tödten wollte. Ihr gehört mein Herz, meine Dankbarkeit, sie soll einen Lebensabend haben, so glücklich wie reiche Geldmittel und treueste Freundespflege ihn machen können. Ihr habt nichts von mir zu erwarten, als meine tiefste Verachtung, Du und Deine ganze boshafte Brut und Dein gefräßiger Mann. Doch nein, nein, das ist zu weit gegangen. Ich nehme Deine Söhne aus, sie haben mir stets achtungsvolle Freundlichkeit, gewiß auch Mitleid, entgegengebracht. Aber Du, Deine Töchter, Dein Mann, oh! Schande, Schande, Schande über Euch!

So eiferte Sie eine ganze Weile mit fliegendem Athem, sich häufig wiederholend, bis sie endlich mit dem krampfhaften Aufschrei: Nein! nein! nein! ich habe zu viel Elend erdulden müssen, fast bewußtlos auf dem Sopha zusammenbrach.

Die Frau Superintendent sah mit Entsetzen auf sie nieder, keines Wortes mächtig. Hatte sie denn wirklich so niederträchtig an ihr gehandelt? Sie wußte es nicht; sie glaubte es nicht.

Minna hatte sich bald erholt. Ohne die Schwester eines Wortes, eines Blickes, zu würdigen, erhob sie

sich stolz und schritt zum Zimmer, zum Hause hinaus, um es nie wieder zu betreten.

Sie war langsam aus ihrer Betäubung erwacht, mit diesem heftigen Erguß hatte sie die Folgen des langen Elends abgeschüttelt.

Sie hatte an der Seite ihres aufgeweckten Mannes ganz andere Anregung gefunden, als die Frau Superintendent. Sie war in neuen Sprachen nicht unbewandert und gut belesen. In der kurzen Glanzzeit ihres Lebens hatte sie fröhlicher Geselligkeit nur zu sehr huldigen gelernt.

Jetzt wurden ihre alten Fähigkeiten wieder wach; in kurzer Zeit wurde ihr Haus der Mittelpunkt einer Geselligkeit, wie sie Tangel zu bieten vermochte; ihre Nichten aber kamen nie über ihre Schwelle.

Für diese war der Goldregen zu spät gekommen; sie waren dem Glücke schon zu weit entrückt, weniger noch durch die Fülle der Jahre als durch den Mangel an den Strahlen jener Liebe, nach welcher die ganze Natur des Weibes weit gewaltsamer als die des Mannes ringt, durch den Mangel an Gatten- und Kindesliebe. Der „Schatz an Lieb und Treu,“ den „ein Weib im Busen trägt“, muß rechtzeitig gehoben werden, sonst verdirbt er meistens und wird bei den einen zu Gift und Galle, bei anderen zu heuchlerischer Frömmelei, bei wieder anderen zu blaustrumpfiger Weisheit; wenige sind so glücklich veran-

lagt, daß sie trotz aller kränkenden Vernachlässigung jenen Schatz bewahren, was sie dann so rührend erscheinen läßt.

Wenn bei den vier Töchtern der Frau Superintendent der Schatz in Gift und Galle umgeschlagen war, so war das im Wesentlichen die Schuld der Mutter. Sie hatte sie von Kindheit an als Gegenstände ihrer Laune und ihrer Herrschsucht betrachtet, nie daran gedacht, daß sie um ihrer selbst willen, nicht bloß der Mutter wegen, da waren, daß auch sie ihren Antheil an Glück und Freude des Lebens zu fordern hatten. Kein Band der Zärtlichkeit fesselte daher die Töchter an diese Mutter. Als mit den reiferen Jahren das Selbstbewußtsein wuchs, wagten sie zunächst festes Auftreten nur zur Abwehr unbilliger Zumuthungen der mütterlichen Sultanslaunen. Als sie darin aber ihre Kraft erprobt hatten, als sie merkten, daß sie jede Bitterniß vierfach zurückgeben konnten, da gingen sie zum Angriff über und schwangen wie Rachegöttinnen die Geißel über der Schuldigen. Die häßlichen Auftritte im Hause des Superintendenten wurden stadtkundig, gereichten guten Menschen zum Aergerniß und gewährten ihnen den saftigsten Klatsch.

Der Superintendent hütete sich wohl, sich irgendwie einzumischen und dadurch seine gute Laune zu trüben; sein Studirzimmer war seine Burg, und außer-

halb des Hauses schwamm er in Wonne. Keine Erholung war mehr zu theuer, kein Onkel August goß mehr bittere Tropfen in den schäumenden Becher des Genusses.

Aber die ungetrübte Freude sollte nur kurze Zeit währen, der böse Dämon aller Lebemänner, das Podagra, packte ihn mit seinen spitzen Krallen und warf ihn auf das Schmerzenslager, oder fesselte ihn wenigstens an das Haus. Manchen Abend mußte er einsam mit der Frau und den vier Rachegöttinen, die auch ihn nicht immer schonten, bei einfachstem Mahle vertrauern, eine empfindliche Buße für den alten Schlemmer.

Wilhelm Arnt diente in einem Infanterieregiment im fernen Lothringen, bis er den Grad eines Officiers wiedererlangt hatte. Dann nahm er seinen Abschied und pachtete mit einer ausreichenden Summe, die seine Mutter ihm auf seinen Erbantheil auszahlte, ein größeres Gut, trotz des Widerspruches seiner Braut, welche erklärte, sie werde „niemals“ die Frau eines Pächters werden. Vor der unabänderlichen Thatsache beugte sie sich doch und beschloß trotz alledem, ihm „treu“ zu bleiben.

Er wurde ein angesehener und geachteter Mann, der die richtige Mitte fand zwischen der Verzagtheit des Schülers und dem Hochmuth des Officiers.

Seine Behaglichkeit wurde oftmals gestört durch die Launen der Gattin. Diese, die Tochter eines fast bankerotten Gutsbesitzers, fand, daß sie als Frau eines

wohlhabenden Pächters nicht hoch genug gestellt sei. Die erhabene Stellung eines Lieutenants hätte ihr genügt; in den „Commiß“vergnügungen, in den ewigen Rangnörgeleien und sonstigen Bosheiten des Garnisonlebens hätte sie ein angemessenes Feld zur Bethätigung ihrer Fähigkeiten gefunden.

Fritz Vapupp, der Gutsnachbar Arnts geworden war, mag hier kurz erwähnt werden, obgleich Onkel Augusts Tod in sein Schicksal nicht eingriff. Er hatte zum Entsetzen der Mutter, aber mit vollster Zustimmung des Vaters, die Tochter eines reichen Viehhändlers geheirathet und lebte mit ihr sehr glücklich. Die Mutter konnte — wenigstens sagte sie selber so — den Kummer hierüber nie verwinden, obwohl sie in dem behäbigen bürgerlichen Hause mit Achtung und Herzlichkeit empfangen wurde, während sie bei ihrer Tochter, der Frau „Irrräfin“, eine Fremde war und blieb.

Im vollsten Glück, soweit es Menschen beschieden, segelte Walter Arnt an der Seite seiner reizenden Gattin durch das Leben. Was diesem Glücke Bestand verlieh, war wohl nicht am wenigsten der Umstand, daß beide vom Leben nicht verlangten, was es nicht bieten kann, daß der schöne Wahn bei dem Manne vollständig, bei ihr wenigstens theilweise zerrissen war, ehe Gürtel und Schleier zerrissen.

Ende.

Oswald Schmidt, Leipzig-Reudnitz.

